Nr. 19-20.

Regensburger Zehnpfennigbibliothek für das katholische Volk und die christliche Jugend.

Drei Schulkameraden.

Ein Lebensgemälde
von
F. X. Hahn.

Zweite Ausgabe.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.

Regensburger
Zehnpfennigbibliothek
für Volk und Jugend.

Nr. 19—20.

Drei Schulkameraden.

Ein Lebensgemälde
von
F. X. Hahn.

Zweite Ausgabe.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.

I.

Aus der Stube in das Freie.

Im Herbst des Jahres 1839 zogen drei Bursche, zwar nicht über den Rhein, doch aus ihrem bescheidenen Dorfe nach der Hauptstadt, und, was für sie von größerer Bedeutung war, nach dem Sitze der ersten Universität ihres Landes, nach München. Sie hatten das Schwitzbad des Absolutorial-Examens glücklich passirt, den Staub der Schulbänke, wie sie glaubten, abgestreift, und wäre es Jemand eingefallen, ihre Zukunft nach ihrem stolzen Blicke zu berechnen, so wären sie im Begriffe gewesen, jeder wenigstens eine Welt zu erobern.

Ernst war mit zwanzig Jahren der älteste unter den dreien; dieser Umstand und sein ruhiges, stets bedachtvolles Wesen, verbunden mit beachtenswerthen Kenntnissen, hatte ihm in dem Bunde die erste Stelle verschafft. Ernst war der Sohn wackerer, aber armer Eltern, die ihn und eine einzige Schwester, ehe er noch das sechste Jahr erreichte, verlassen hatten, um vielleicht in der Ewigkeit für sie besser sorgen zu können. Seine Schwester Marie wurde bei einer wohl-

habenden aber rauhen Base aufgenommen, während Ernst bei seinem Onkel und Vormunde Unterkunft fand. Hier war seine Aufgabe im Frühsommer ein Paar Kühe zu hüten, im Spätsommer bei den Feldarbeiten mitzuhelfen, im Winter die Schule zu besuchen und zu Hause die Dienste eines Kindsmädchens und Küchenjungen zu versehen. In allem diesen zeigte er seine Eigenthümlichkeit. Da er als Hirte von zwei Kühen für seinen stets wachsamen Geist in seinem Amte nicht genug Beschäftigung fand, theilte er den durch viele Erhöhungen und Vertiefungen markirten Weideplatz, gemäß seinen über den Länderbestand von Europa aus alten Büchern geschöpften Kenntnissen, in die verschiedenen Staaten ein, von denen die Türkei, als der Sitz eines weiland erobernden Volkes, die Hauptrolle spielte: die Ameisen, die am Saume des Waldes auf und ab eilten, waren die Türken, welche feindlich die Gränze besetzt hielten, die Ameisenhaufen waren Festungen. Dieser nach innen gerichtete Sinn machte sich besonders bei den Feldarbeiten bemerkbar, mit Rücksicht auf welche seine Tante oft und viele Male behauptete, Ernst verdiene das Salz zur Suppe nicht. In der Schule zeichnete er sich durch Unaufmerksamkeit und Schwätzen aus, obwohl er sich stets einen Platz unter den Ersten erwarb. Desto wißbegieriger erschien er zu Hause, wo er alle alten Scharteken, die er auffinden konnte, durchmusterte. Dieser unbezwingbare Hang zum Lesen und eine erstaunliche Gleichgiltigkeit für alles Andere war es, was Ernst's beinahe täglich geäußertem Wunsch, er wolle ein „Herr", das heißt Geistlicher werden, nach mancher geheimer Berathung des Vormundes mit seiner Ehefrau, die endliche Genehmigung ver-

schaffte. Die Sache war beschlossen, allein die Ausführung nicht leicht. Endlich unternahm es ein frommer Geistlicher, den hoffnungsvollen Knaben in den Anfangsgründen des Lateinischen zu unterrichten. Nach einem Jahre wurde er in eine Erziehungs-Anstalt in der Schweiz gebracht, wo er zur Freude aller seiner Verwandten die glänzendsten Fortschritte machte, wo zum Leidwesen seines Vormunds aber die Hälfte des von den Eltern hinterlassenen Vermögens aufgezehrt wurde. Dieß bewog ihn, den Jungen um die Zeit des Anfangs eines neuen Studienjahres an die nächste inländische Lehranstalt zu bringen, wo er in die vierte Lateinschule eintrat, und sich durch alle Klassen des Gymnasiums ehrenvolle Plätze und auszeichnende Preise erwarb. An dieser Anstalt war es, wo er mit seinen Kameraden aus der Elementarschule, Ludwig und Anselm, die ihre Studien in der ersten Lateinschule, aber ein Jahr vor ihm, begonnen hatten, wieder zusammentraf.

Ludwig war der einzige Sproß sehr wohlhabender Krämersleute, die keine Kosten scheuten, um den Träger ihrer Hoffnungen in Allem unterrichten zu lassen, und ihn mit Allem auszustatten, was dem zukünftigen großen Herrn nach ihrer Meinung anständig war. Ludwig hatte geistige Anlagen, er hatte auch zuweilen Lust etwas zu lernen, allein wer den Knaben genau beobachtete, konnte in ihm bereits den Keim eines Unkrauts entdecken. Es machte ihm Freude, seine Mitschüler zu necken, sie durch boshafte Reden oder Mißhandlungen zu quälen, ihnen Schimpfnamen aufzuhängen, dem Lehrer hinter seinem Rücken eine Nase zu drehen, und dergleichen mehr. Wurde er wegen einer solchen Unart zur Rede gestellt, so läug-

nete er hartnäckig, oder er suchte seinen Fehler Andern aufzubürden, kurz, er zeigte Alles, nur nicht die einem Knaben unter zwölf Jahren geziemende Scheue vor älteren und mit ehrwürdiger Gewalt bekleideten Personen. Ein Mal band er ein feingeflochtenes Netz voll mit Hornissen, die er mit vieler Mühe gefangen hatte, um die Ohren eines Hündchens, das theils von dem Gesumme, theils von den Stichen derselben halb toll, mit erbärmlichem Geschrei durch das Dorf tobte. Hiemit nicht zufrieden, bestach er mit Leckereien, die er im Laden seiner Eltern entwendete, ein paar seelenverwandte Mitschüler, so daß sie bei dem Lehrer zeugten, der Wäscherin Marthe Bube Jakob habe die Unthat verübt, welcher dafür auch ungeachtet aller Gegenreden mit der Erstehung von sechs Linealstreichen auf die flache Hand büßen mußte. Wie sich Ludwigs Eltern trotz alledem entschließen konnten, aus dem boshaften Jungen, der keine Hoffnung auf Besserung aufkommen ließ, einen großen Herrn und Beamten machen zu wollen, konnte Niemand begreifen, wohl aber war Jedermann im Dorfe erfreut, als dieser Entschluß in Ausführung gebracht wurde, denn darauf war das Dorf des Quälgeistes seiner Jugend und des allgemeinen Störefrieds entledigt. An der Studienanstalt wechselte der Wildfang nur seine Weise, nicht aber sein Wesen; hier ging er bei den Ausfällen seines bösartigen Sinnes nur feiner, aber planmäßig zu Werke, so daß ihn die Studienlehrer und Professoren, wenn er nicht in seinen Studien einen ziemlich guten Fortgang gemacht hätte, wenn ihn nicht seine Eltern auf jede Weise beliebt zu machen gesucht hätten, von der Anstalt wohl schon nach den ersten Jahren seines Studiums entfernt haben würden. So

aber brachte er sich durch alle Klassen durch, und erhielt zugleich mit Ernst und Anselm das Absolutorium.

Anselm war der jüngste Sohn und Liebling des Dorfwirths, der in ihm mit Recht viele Geistesgaben vermuthete und darum, als er kaum erst sieben Jahre alt war, beschloß, ihn zu einem großen Gelehrten, vielleicht gar zu einem Schiller, dessen „Kampf mit dem Drachen" er einmal gelesen hatte, heranbilden zu lassen. Der kleine Anselm berechtigte auch zu den glänzendsten Hoffnungen, nach dem Zeugnisse des Lehrers, der nicht genug hervorheben konnte, daß des Dorfwirths Büblein allein gewußt habe, Macedonien wie Mazedonien und nicht, gleich den andern, wie Makedonien auszusprechen, und in dem Worte Athen die zweite und nicht die erste Silbe zu betonen und dergleichen mehr, woraus, wie der Lehrer mit gewaltigen Worten schloß, hervorging, daß des Dorfwirths Anselm einst ein großer Lateiner werden müße. Als nun im Dorfe ruchbar wurde, daß des Krämers Ludwig, der gerade zehn ein halb Jahre alt war, in die Lateinschule gebracht würde, war der ehrgeizige Dorfwirth sogleich entschlossen, sein Söhnlein, das gerade im zehnten Jahre stund, ebenfalls dahin zu schicken, „denn," sagte er, „mein Anselm leistet mit zehn Jahren jeden Falls so viel, als ein anderer mit zwölf." Wenn man viel von ihm erwartet hatte, so leistete er noch mehr. Geschichte, Geographie und Tafelrechnung schien er zwar nicht zu lieben, denn hierin stand er nicht nur nicht unter den ersten, sondern sogar oft unter den letzten; in den Sprachen aber, da that er sich hervor, und war ihm im Lateinischen und Griechischen nur Ernst überlegen, während er im Deutschen alle weit hinter sich zurück ließ. Wenn er nach

Hause oder an Verwandte einen Neujahrsgruß oder Glückwunsch zu einem Namenstage schrieb, da blieb in dem beglückten Hause kein Auge trocken, solche Gewalt hatte er in seinen Worten. Dann pflegte der Dorfwirth in stolzer Rührung zu sagen: „Nicht wahr, mein Anselm macht sich; wir werden noch Großes an ihm erleben." Am meisten aber zeichnete sich der rührige, wißbegierige Anselm durch seine Vorliebe für die neueren Sprachen und die neuere deutsche Literatur aus. Als er das Gymnasium absolvirte, hatte er sich eine gründliche Kenntniß der französischen, englischen und italienischen Sprache erworben, hatte er die besten unter den englischen und französischen Schriftstellern und ein Paar Italiener gelesen, und sich mit allen deutschen bedeutenderen Dichtern seit Göthe und mit diesem besonders bekannt gemacht. Konnte er auch vieles von dem Gelesenen wegen seines noch nicht genug gereiften Alters und des Mangels des erst durch philosophische Bildung zu erlangenden kritischen Urtheils nicht gehörig verdauen, so hatte er davon doch jeden Falls den Gewinn, daß sein Sinn für das Große und Schöne geweckt, seine Thätigkeit in ein bestimmtes Geleise gelenkt, und sein Gedächtniß mit einem Vorrathe von Ideen bereichert wurde, welchen sein Geist, wenn einmal in der erforderlichen Verfassung, für alle Zwecke wohl benützen konnte.

Das war die geistige und sittliche Verfassung, in der sich die drei Jünglinge befanden, die wir jetzt in die ehrwürdigen Hallen der Hochschule eintreten sehen. Die Verschiedenheit des Charakters hatte sich unter ihnen, die doch als Angehörige eines und desselben Ortes in mehrfache Berührung mit einander kommen mußten, auf der langen Bahn durch das

Gymnasium bei vielen Gelegenheiten gezeigt und oft dem einen und dem andern sehr fühlbar gemacht. Ernst fand an Anselm eine Unbestimmtheit des Strebens, eine Zersplitterung der Zeit an Dinge, die ihm nutzlos erschienen, und einen dem Romantischen, Abenteuerlichen zugewendeten Sinn zu tadeln; Ernst war in den Augen Anselms ein braver Junge, ein verläßiger Freund, aber ein engherziger Schulknabe, ein ächter „Ochser", der nur über seinen Aufgaben brütet und alles Andere bei Seite setzt; in Ludwig erkannten beide die verkörperte und täglich wachsende Bosheit, während er sie als die natürlichen Gegensätze seines Wesens gründlich haßte. Die Unterschiede, die schon in dem Knaben so deutlich zu Tage traten, mußten erst recht fühlbar werden, als diese bereits das Jünglingsalter durchschritten hatten und allmälig den Charakter des Mannes heraus entwickelten.

„Sage mir einmal, mein lieber Ernst," begann eines Abends Anselm, da sie eben alle drei in dem Zimmer saßen, das Ernst und Anselm zusammen inne hatten, während Ludwig in derselben Wohnung ein eigenes gemiethet hatte, „sage mir Ernst, wie kommst du mit deinem Studium zurecht, und was gedenkst du in der Folge zu thun? Ich meinerseits habe in Allem, was ich bisher aus dem Munde der hochredenden Herren von den Kathedern herab vernommen, oder unter dem Staube der Folianten unserer Bibliotheken selbst hervorgesucht habe, viel Gelehrtheit gefunden, allein ich muß gestehen, daß mir die gewünschte Erkenntniß, der helle Blick in das Wesen der Dinge nicht kommen will, ja daß mein Kopf von Tag zu Tag confuser wird. Du bist ein Mann, der die Dinge lange und mit Ruhe betrachtet, gib mir Licht in mein Dunkel."

„Du bist ein Hitzkopf, Anselm, und zudem scheinst du mir von der Bahn, auf der allein man zur Erkenntniß gelangen kann, vielleicht ohne Wissen abzuweichen," erwiderte Ernst mit seiner gewöhnlichen Ruhe. „Sobald du nicht Allem, was du deinem Wissen zuführst, die ewigen Wahrheiten der Religion zu Grunde legst, wirst du in deinem Geiste nur die Verwirrung vermehren, statt in ihm das Licht der Erkenntniß zu wecken. Das Wissen, das wir uns erwerben, dient nur dazu, jene Wissenschaft, die Gott nur dem Gläubigen schenkt, und die nicht erworben werden kann, zu erläutern und zu verherrlichen. Darum ehre ich vor allen die Theologie, und dieser werde ich mich widmen."

„Da ich von deiner Meinung noch nicht bis zur Ueberzeugung durchdrungen bin," entgegnete Anselm, „und auch kaum je eine Ueberzeugung hievon gewinnen werde, gedenke ich meine bisherige Weise zu verfolgen, indem ich lerne, was mir in den Weg kommt, und daneben auf das Examen für das Lehramt als Philologe hinarbeite. Was mir übrigens noch Alles zu Sinne kommen wird, so lange ich auf den Hoch-Schul-Bänken herumrutsche, mag der Himmel wissen."

„Ich möchte nur wissen," warf Ludwig hier ein, „wofür ihr denn des Langen und Breiten und mit so wichtiger Miene über euere Zukunft studirt und deliberirt. Habt ihr sie denn in Händen? Laßt die Tage kommen. Ich meines Theils lasse mir das Essen schmecken, das hiesige Bier mundet mir vortrefflich, wenn ich gerade an einem Hörsale vorbeikomme, gehe ich hinein, wo mir aber ein Vergnügen winkt, bin ich rasch dabei. Ich denke, ich habe doch ein

wenig Philosophie in den Leib bekommen, oder etwa nicht, meine hochweisen Herrn?"

„Unser Ludwig weiß jeder Sache einen heitern Anstrich zu geben," sagte Anselm, der nicht leichtsinnig genug war, um ihm beizupflichten, jedoch zu gleichgiltig für das Wohl oder Wehe Anderer, um ihn etwa durch eine Zurechtweisung auf eine bessere Sinnesart bringen zu wollen.

„Mir scheint Ludwig die Sache nicht von der heitern Seite, sondern mit dem Auge eines leichtsinnigen jungen Menschen zu betrachten," sprach Ernst, den Ludwigs Rede im Innersten aufgeregt hatte. „Mir scheint er nicht nur sein eigenes Wohl, die Zukunft seines Lebens, sondern auch die Ehre und die Ruhe seiner Eltern außer Acht zu setzen. Wir sind uns nicht fremd, Ludwig, darum rede ich, wie ich im gegebenen Falle als Freund zum Freunde reden müßte. Wohin denkst du zu kommen, wenn du dein Leben in der angedeuteten Weise führst? Ich bin offenbar kein Heiliger, noch will ich ein Gelehrter werden, allein mein Gewissen würde mich von sinnloser Vergeudung dieser kostbaren Tage der Jugend zurückhalten und mein Ehrgeiz würde es nicht dulden, daß ich die so reichlich gebotene Gelegenheit, meine wenigen Kenntnisse zu vermehren, unbenützt vorübergehen ließe. Ich kann nicht glauben, daß dein Gewissen bereits so weit ist, um die von dir soeben ausgesprochenen Grundsätze ungerührt walten lassen zu können, noch auch, daß dein Ehrgeiz in diesen deinen Jahren schon erstorben sei. Darum bitte ich als Schulkamerad, deinen Sinn dem wohlthätigen Einflusse dieser beiden Mächte nicht zu verschließen."

„Und ich bitte dich, mein altkluger Landsmann,

mich jederzeit mit allen kürzeren oder längeren Reden dieser Art zu verschonen, da ich mein Wohl und die Ehre meiner Familie nach eigener Meinung zu wahren entschlossen bin. Ich habe die Ehre, mich Dero Weisheiten zu empfehlen."

So endete diese Unterredung, durch welche zwischen Ernst und Anselm einerseits und Ludwig andererseits eine für letzteren so verhängnißvolle Kluft gezogen wurde.

II.

Verschiedene Richtungen.

Nach vier Wochen verließ Ludwig ohne Abschied die Wohnung seiner Freunde, um anderswo ein Zimmer zu beziehen, damit ihm nicht der Anblick ihres Eifers für die Wissenschaften und ihres geordneten Lebenswandels den Kelch seiner Vergnügungen verbittere. Was er seinen Freunden gegenüber von seiner Lebensweise gesprochen, fand sich in seinem Thun und Treiben nur zu sehr bestätigt, und wenn er schon während der Zeit, da er in der früheren Wohnung sich durch die Nähe seiner Freunde etwas behindert und durch einen auch bereits ersterbenden Rest von Ehrgefühl von manchem bösen Schritte zurückgehalten fühlte, auf verderbliche Abwege gerathen war, so mußte er jetzt, da kein mahnendes Auge mehr seine Gänge beobachtete, dem Abgrunde immer näher kommen, dem ihn seine schlimme Sinnesanlage, sein Mangel an religiöser Bildung, und seine Scheue vor jeder geordneten Thätigkeit entgegen trieb. Die wohl-

meinenden und zärtlichen Briefe, die er von seinen Eltern erhielt, rührten ihn nicht; sie, die von seinem Thun keine Ahnung hatten, wollten ihn in den Stand setzen, sich eine Sammlung guter Bücher anzulegen, in gewählten Gesellschaften zu erscheinen; er aber scheute sich nicht, die in solcher Absicht gesendeten Summen in sinnlosen und die Gesundheit untergrabenden Ausschweifungen zu vergeuden. Kann da Segen haben, wer den Schweiß seiner Eltern so verhöhnt?

Hätte Ernst über Geldvorräthe, wie sie Ludwig zu Gebote standen, zu verfügen gehabt, er würde sie sicherlich besser angewendet haben. Allein, ihm schien es beschieden, sich durch Sorgen und Entbehrungen an das Ziel zu schleppen, das er keinen Augenblick aus dem Auge verlor. Sein unbedeutender Antheil an der Hinterlassenschaft seiner Eltern war bereits vor seinem Uebertritt an die Hochschule erschöpft; und nur die Aufopferung seiner Schwester, die ihm den größten Theil ihrer baaren Habe angeboten, hatte ihn in den Stand gesetzt, seine Studien so weit zu verfolgen. Nun aber, — er hatte bereits den zweiten Kurs der höheren Studien angetreten — war auch diese Quelle versiegt, an seine Schwester wollte und konnte er sich nicht mehr wenden, und so war denn in seiner Kasse eine trostlose Leere eingetreten. Die Noth macht erfinderisch, pflegt man zu sagen; allein bei Ernst bewährte sich das Sprüchwort nicht. Im Gegensatze zu seinen Kenntnissen und seinem klaren Verstande, zeigte sich in seinem Wesen eine gewisse Unbeweglichkeit, Unbehilflichkeit, worunter sein innerer Werth in den Augen von Personen, die ihn nicht näher kannten, oft ganz verschwand; im Glücke hätte er verstanden, Maß zu halten, allein in mißlicher

Lage wußte er sich nicht zu helfen. So kam es, daß er oft Tage lang ohne Nahrung gewesen wäre, wenn ihm nicht Anselm als wahrer Freund zur Seite gestanden hätte.

Anselm hatte sich in der Art und Weise, mit Freunden und Fremden zu verkehren, einen gewissen weltmännischen Takt angeeignet, den man von dem Sohne eines Dorfwirths nicht erwartet hätte. Ernst unter irgend einer Bedingung Summen als Darlehen anzubieten, durfte er nicht wagen, da derselbe keine Aussicht hatte, es in annehmbarer Zeit zurückzuerstatten, und er ohne eine solche bestimmte Aussicht ein Darlehen nie und nimmer angenommen haben würde. Er mußte ihm also auf andere Weise beizukommen suchen. Ernst hatte bereits am Gymnasium in seinen Mußestunden auf der Cither spielen gelernt und darin einige Fertigkeit erworben. Nun hatte zwar Anselm nicht die geringsten Anlagen für Musik, noch die geringste Vorliebe für solches Geklimper, wie er das Citherspiel im Stillen nannte: nur die lärmenden Märsche der Militärmusik waren im Stande, sein Ohr zu rühren. Um aber Ernst einiges Geld in die Tasche zu spielen, ersuchte er ihn, wenn er Zeit und Lust habe, ihn wöchentlich etwa vier Stunden im Citherspiel zu unterrichten. Ueberdies drängte er ihm auch eine Entschädigung auf für die Benützung seines Instrumentes, da er nicht gesonnen sei, sich ein eigenes anzuschaffen, ehe er einen gewissen Grad von Fertigkeit darauf erlangt hätte. Ferner überredete er ihn, aus allen möglichen Schriften, die er benützen könne, oder die er ihm andeutete, Notizen über diese und jene Schriftsteller zusammen zu stellen, da er sich gerade um diese Zeit mit ähnlichen

Untersuchungen beschäftigte. Für diese Arbeiten bezahlte er ihm wenigstens das Dreifache des sonst üblichen Honorars, was er, ohne in Ernst einen Argwohn zu erwecken, um so leichter thun konnte, als dieser, der nur für sein Berufsstudium Sinn hatte, den Werth solcher Arbeiten nicht zu schätzen wußte, obwohl ihm oft der Gedanke kam, warum denn Männer, die sich mit ähnlichen und schwierigeren Arbeiten beschäftigten, nicht besser besoldet seien. Auf diese Art wurde Ernst in den Stand gesetzt, lange Zeit hindurch seinen Studien obzuliegen, ohne sich beim Aufstehen fragen zu müßen, woher ihm des Tages Trank und Speise kommen werde.

Wenn beide, Ernst und Anselm, ihren verschiedenen Studien eifrigst oblagen, flohen sie gleichwohl die Freuden des gesellschaftlichen Lebens nicht, und besonders waren es die Annehmlichkeiten gemeinsamer Spaziergänge, worin sie das größte Vergnügen fanden. Gerade die Verschiedenheit ihrer Ansichten war es, was ihren Gesprächen den meisten Reiz verlieh, da sich beide so weit zu bemeistern wußten, daß sie nie wegen eines Zwiespaltes ihrer Meinungen in ernsthaften Streit geriethen. Es war ein schöner Nachmittag im Monate März, kurze Zeit vor dem Anfange der Osterferien, als sie Arm in Arm durch das Labyrinth des englischen Gartens lustwandelten. Sie redeten von diesem und jenem, und ihre Meinungen flogen rasch durcheinander, als ein Fremder zu ihnen herantrat, und sie in gutem aber fremdklingendem Deutsch um die Richtung nach einem Punkte befragte, den er undeutlich bezeichnete.

Wer je einen Engländer gesehen, mußte in seiner Haltung, seinem Benehmen, dem Schnitt seiner

Kleider den Landsmann eines solchen erkennen, und Anselm, der schon öfter Gelegenheit gehabt hatte, mit Engländern zu sprechen, fand es schon aus dem Accent, mit dem er das Deutsche aussprach, heraus, daß er es hier mit einem solchen zu thun habe. Um also mit ihm leichter in's Klare zu kommen, begann er in seiner Muttersprache mit ihm zu reden und zwar mit solcher Gewandtheit, daß ihm jener, was bei einem Engländer einem großen Complimente über die gute Aussprache gleichkommt, hierin ohne weiteres folgte. Es entspann sich ein Gespräch über verschiedene Gegenstände; um auch Ernst darein zu ziehen, redete ihn der Fremde, der gemäß seiner Geburt Anstandes halber einige Jahre auf der Universität in Oxford zugebracht hatte, lateinisch an. Am meisten aber beschäftigte er sich mit Anselm, der sich leicht jeder Denk- und Anschauungsweise anschmiegen konnte, ohne deßhalb grundsatzlos zu erscheinen.

„Sie fragen mich," sagte er zu Anselm, „wie mir das hiesige Leben gefalle? Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mehr Tadel als Lob darüber auszusprechen finde. Alles Leben hier scheint mir so leichtfertig, alles Treiben so kleinlich, jede Tugend geheuchelt, das Laster feig — kurz alles erscheint mir klein im Vergleiche zu dem, was Sie in meinem Vaterlande finden würden." „Sie werden mir aber nicht abläugnen," entgegnete Anselm, „daß, wenn das Leben in England großartiger erscheint, es dennoch zum größten Theile hohl ist, daß euer Treiben glänzender ist, aber auch wenigstens eben so schmutzige Beweggründe hat, daß bei euch die Tugend oft, wie sie es auch bei uns oft ist, wahr sein mag, daß sie aber gleichwohl nicht häufiger ist, und daß bei euch das

Laster wohl eine stolzere Haltung annimmt, aber auch verhältnißmäßig weit mehr Anhänger zählt, als bei uns."

„Sie mögen darin Recht haben," räumte der Fremde ein, „daß es mit der Sittlichkeit überall beinahe gleich bestellt ist. Allein sehen Sie unsere staatlichen Verhältnisse, unsere unvergleichliche Presse, und Sie werden uns in den wichtigsten Beziehungen den Vorrang unter den Völkern nicht bestreiten können. In Frankreich zeigt sich nach kurzen Zwischenräumen immer wieder, wie sehr es an allen Gebrechen eines gesellschaftlichen Körpers leidet; Deutschland hat sich nicht wieder zu politischer Macht emporzuschwingen vermocht, Rußland liegt noch in der Barbarei, Spanien und die Türkei sind dem Absterben nahe, wo ist nun die Macht, die der unsrigen gleicht?"

Lag auch viel Falsches in dem, was der Engländer freilich mit stolzer Ueberzeugung aussprach, und hätte Ernst, wenn ihm die Rede verständlich gewesen wäre, die Frage noch nicht als erledigt gelten lassen, so gab sich doch Anselm gefangen, denn einerseits hatte er schon lange für England und englische Zustände im Stillen geschwärmt, andererseits war Kenntniß der politischen Geschichte gerade nicht seine starke Seite, und er konnte deßwegen seinen prahlenden Aeußerungen über Englands Größe nicht entgegen halten, wie groß auch Englands Schwäche sei, und welcher Kern z. B. in der deutschen Nation noch liege. Was ihm dann der Fremde noch näher über das Leben im einzelnen in England noch vorpredigte, diente nur dazu, seine Vorliebe für dieses Land bedeutend zu erhöhen, und der Eindruck dieses Gespräches verwischte sich in seinem Gedächtnisse nie

mehr, sondern übte noch einen wichtigen Einfluß auf die Richtung seines Lebenslaufes.

Als die beiden Freunde, nachdem sie den Fremden an den gesuchten Punkt gebracht und von ihm vielen Dank empfangen und höflichen Abschied genommen hatten, wieder nach Hause kamen, wurde Ernst von dem Miethgeber benachrichtigt, daß in Folge seines in einem Lokalblatte angekündigten Gesuches um eine Hauslehrerstelle, eine Dame nach ihm gefragt und die Bitte zurückgelassen, er wolle sich am folgenden Tage zu bezeichneter Stunde in bezeichnete Wohnung bemühen. Ernsts Freude über diese Nachricht war, wie man erwartet, groß; nach seiner Berechnung hatte er vielleicht täglich drei Stunden Unterricht zu geben, wofür er monatlich doch etwa fünfzehn Gulden zu erhalten zuversichtlich hoffte. „Mit einer solchen Summe," sagte er zu Anselm, „kann ich leben. Höre, wenn jeder Spaziergang mit einem Engländer solches Glück in's Haus bringt, lasse ich mich als Spaziergänger anwerben. Nun bin ich begierig, wie der Sohn dieser Mutter aussehen wird, den ich unter meine Oberherrlichkeit nehmen soll."

Anselm bezeigte nur gezwungen seine Freude über Ernsts vermeintliches Glück, da er aus dem Umgange mit Gliedern angesehener Familien hinlänglich erfahren hatte, wie kümmerlich solche Hauslehrer oft gehalten werden. Es konnte aber dieser Fall eine Ausnahme sein, darum verschwieg er seine Zweifel, um Ernsts gute Stimmung nicht herabzudrücken und dadurch auf sein erstes Auftreten bei gedachter Dame einen nachtheiligen Einfluß hervorzubringen.

Am folgenden Tage mit dem Schlage der bestimmten Stunde, begab sich Ernst in seinem besten

Anzuge und mit feierlicher Miene in die Wohnung der Dame, deren Erziehungsrath er zu werden dachte. In dem Empfange, den sie ihm zu Theil werden ließ, drückte sich eine so abstoßende Anmaßlichkeit aus, daß der Muth in Ernsts Brust sogleich erkaltete.

„Sie haben sich in einer Ankündigung erboten," begann sie, nachdem sie ihn einige Augenblicke mit Augen, die in Größe und Farbe wie unreife Wachholderbeeren erschienen, von oben bis unten abgemustert hatte, „Sie haben sich erboten, die Leitung von Knaben zu übernehmen. Mein Karl ist jetzt eilf Jahre alt, er hat bedeutende Talente, eine brennende Lernbegierde und feine Manieren, wie es einem Sohne von guter Familie angeboren ist. Wenn Sie ihre Schuldigkeit thun, und darauf erlaube ich mir zuweilen Sie aufmerksam zu machen, kann er mit dem Anfange des nächsten Studienjahres leicht in die zweite Lateinschule eintreten. Während der Osterferien bleiben Sie selbstverständlich hier. Sie haben täglich vier Stunden Unterricht zu geben, Vormittags zwei und Nachmittags ebenso. Ueber die Gegenstände des Unterrichts werden wir morgen sprechen. Deßwegen erwarte ich Sie um halb neun Uhr, während sonst die Lektion um neun Uhr beginnt."

Ernst war sowohl von dem gebieterischen Tone ihrer Rede, wie von dem Ausdrucke der Mienen, womit sie dieselbe erläutern zu wollen schien, derart verblüfft worden, daß er ihr nur mit vielen Bücklingen und gestammelten „Sehr wohl, gnädige Frau," und so weiter, zu antworten vermochte, obwohl er ihr weit lieber gesagt hätte, er würde sich glücklich schätzen, wenn er weder sie noch ihren hoffnungsvollen Sohn je wieder sehen würde.

Als ihn Anselm mit der niedergeschlagensten Miene, die je ein angehender Erzieher eines wohlgebornen Sohnes blicken ließ, zurückkommen sah, konnte er darin den ganzen Verlauf der stattgehabten Verhandlung lesen. Er war entschlossen, ihn darüber nicht zu befragen, sondern die Art und Weise zu beobachten, in der sein Unmuth zum Ausbruche kommen würde, da es ihm interessant schien, sein Benehmen in solcher Lage kennen zu lernen.

Wenn aber Anselm von Ernst die gewöhnlichen Aeußerungen einer heftigen Gemüthsbewegung erwartete, wenn er glaubte, Ernst werde seine getäuschten Erwartungen durch Scheltreden über den Trug und die Bosheit der Welt zu rächen suchen, so hatte er ihn jeden Falls mißkannt; Ernst hatte wenigstens die äußerliche Ruhe schon auf dem Wege wieder gewonnen, und er setzte sich an seinen Arbeitstisch und begann sich in seine Bücher zu vertiefen, wie wenn nichts vorgefallen wäre; nur die Miene konnte ihre Heiterkeit noch nicht wieder erlangen.

Gewissenhaft wie er war, fand er sich um halb neun Uhr ein. Nun begann eine lange, für ihn aber ganz unnütze Vorlesung über die Wichtigkeit der einzelnen Gegenstände, die er dem neuen Zöglinge eintrichtern sollte, und bei Erwähnung eines jeden schärfte die Dame ihm ein, ja nur diesen nicht zu vernachlässigen. Als die Predigt zu Ende war, begann Ernst seinen Unterricht, und zwar mit dem Lateinischen, dann kamen Uebungen in der deutschen Sprache, im Rechnen und endlich die Erdbeschreibung an die Reihe.

Nach dem Verlaufe einiger Lektionen fand Ernst die sogleich im Anfange gemachte Entdeckung unumstößlich bestätiget, daß seines Zöglings bedeutende Ta-

lente in einem schwachen Verstande und einem noch schwächeren Gedächtnisse, seine brennende Lernbegierde in unbezwinglicher Unaufmerksamkeit und seine feinen Manieren in Nasenbohren und Maulaufsperren bestanden.

Ernst's Aufgabe, die schon in diesen Mängeln bedeutende Hemmnisse fand, wurde noch durch das Verfahren der geistreichen Mutter erschwert, die, so oft sie bemerkte, daß ihr Goldsöhnlein eine Frage unbeantwortet ließ, auf den Lehrer einrückte und ihn mit Berufung auf sein Gewissen ermahnte, größeren Eifer zu zeigen; „ich sehe ja," fügte sie dann bei, „wie gern mein Karl antworten würde, wenn Sie ihm das Geforderte gelehrt hätten."

III.

Ein Abgrund.

Ludwig hatte indessen auf dem Wege, den er unglückseliger Weise gewählt, in kurzer Zeit große Fortschritte gemacht. Er hatte ungeachtet der beträchtlichen Geldsendungen seiner Eltern auf verschiedenen Seiten Schulden von hohem Betrage gemacht, er hatte angefangen, aus Gründen, die man im Pfandhause am besten kannte, immer und zu jeder Zeit in einem und demselben, nicht mehr ganz tadellosen Anzuge zu erscheinen, er hatte die Gewohnheit angenommen, nach Mitternacht zu Bette zu gehen und Mittags aufzustehen. Studiren kam ihm nicht mehr in den Sinn. Daß es mit ihm so weit gekommen, hatte darin seinen Grund, daß er sich von Gott abwendete, um in

böser Gesellschaft die Stimme des Gewissens zu betäuben und die Leere seines Geistes mit Zoten und Possen auszufüllen.

Ein Theil seiner löblichen Genossenschaft hatte sich eines Abends in seinem Zimmer versammelt, um allda ihre gewöhnliche Beschäftigung vorzunehmen. Diese bestand in hohem Spiel, in Zank und Streit, und oft noch zum Schlusse in Thätlichkeiten. Diesen Abend ging das Spiel wie gewöhnlich hoch, und wie gewöhnlich stand auf Ludwigs Seite das Unglück. Bereits von der Fülle des Bieres, das in großen Quanten herbeigeschleppt wurde, übermannt, begann er um Mitternacht heftig über sein „Pech", wie der Student jedes Mißgeschick nennt, loszuziehen und zugleich seine Mitspieler nicht undeutlich falschen Spiels zu beschuldigen. Mit einstimmigem Geschrei erhoben sich diese gegen ihn; dadurch in die Hitze gebracht, ergriff er einen leer stehenden Bierkrug, um ihn einem seiner Gegner vielleicht in das Gesicht zu prakticiren. Der Krug schien aber Eile zu haben, in das Freie zu kommen, denn sogleich dröhnte Fenstergeklirre an die Ohren der Spielgesellschaft. Diese aber fing bald an unruhig zu werden, und statt des lärmenden Gezänkes ließ sich in dem Zimmer nur mehr leises Geflüster vernehmen. Die auf die Straße fallenden Glasscherben hatten die Aufmerksamkeit eines vorübergehenden Gendarmen geweckt; er kam an dem Hause zu läuten, einzelne Bewohner, die von dem Lärm bereits aufgeschreckt worden waren, öffneten mit Freuden, als sie den Gendarm sahen, in dem sie eine sichere Bürgschaft für künftige Nachtruhe erblickten. Sie setzten ihm mit vielen und nicht den mildesten Worten auseinander, was in dem Zimmer des Studenten vor-

gehe, beinahe jeden Abend werde da entsetzlich theuer gespielt, dann höre man starken Wortwechsel und fallende Stühle, und das ganze Haus habe keine Ruhe bei diesem Treiben. Der Gendarm freute sich, hier einen guten Fang zu machen und stieg unvorsichtiger Weise allein und ohne Licht die drei Treppen hinauf; auf der dritten aber erhielt er einen Stoß auf den Bauch, daß er unmächtig niedertaumelte, während drei dunkle Gestalten, die sich muthmaßlich die Stiefel ausgezogen hatten, vorbeihuschten und ohne Spur verschwanden. Nach einiger Zeit kamen die Leute, welche dem Gendarm geöffnet hatten, wieder aus ihren Gemächern zusammen, um Zeugen der erwarteten großen Verhaftung zu sein. Da fanden sie den Unglücklichen auf der Treppe liegend und stöhnend; er hatte noch nicht vermocht aufzustehen, so heftig war er getroffen worden. An eine Execution war jetzt nicht zu denken; der Gendarm mußte in seine Kaserne getragen werden, und die Sache war für den Augenblick abgethan.

Allein nach drei Tagen erhielt Ludwig eine schriftliche Aufforderung, zu einer bestimmten Stunde vor dem Universitäts-Polizeiamte zu erscheinen. Mit bangem Gewissen begab er sich dahin. Es wurde ihm nun vorgehalten, es sei bis zur Gewißheit hergestellt, daß in seinem Zimmer nächtliche Zusammenkünfte statt fänden, daß diese Zusammenkünfte Spiel, und zwar hohes Spiel, zum Zwecke hätten, daß solches Spiel regelmäßig erst nach Mitternacht, und zwar mit Zank und Streit und Ruhestörung für die Inwohner des Hauses ende.

Nachdem er so von dem Inhalte des Protokolls Kenntniß erhalten, wurde er aufgefordert, dasselbe zu

unterzeichnen, und etwaige weitere Verfügungen abzuwarten.

Nach sechs Tagen wurde er vor den Senat der Universität geladen, und ihm hier vorgehalten, wie sehr seine Aufführung mit den akademischen Satzungen im Widerspruche stehe. Er wurde ermahnt, diesen Verweis als einen Sporn zur Besserung hinzunehmen, widrigenfalls man sich genöthigt sehen könnte, mit höheren oder der höchsten akademischen Strafe gegen ihn einzuschreiten.

Dieser Verweis wurde aber nicht in dem Geiste hingenommen, in dem er gegeben wurde. Ludwig fand es zwar mit Rücksicht auf die langen Arme der Polizeigewalt, vor der er in dem Maße, in dem er an sittlicher Verkommenheit zunahm, größern Respekt schöpfte, gerathen, die nächtlichen Zusammenkünfte von seinem Zimmer anderswohin zu verlegen; allein seine Lebensweise erfuhr keine Aenderung zum Besseren. Das wüste Treiben wurde fortgesetzt, bis eines Tages Ludwigs Freunde und Jedermann am schwarzen Brette, wo die Beschlüsse des Universitäts-Senates bekannt gemacht werden, lesen konnten, er sei von der Universität entlassen worden.

Dies war ein Schlag für die beiden Freunde. „Gehen wir und suchen wir ihn auf," sagte Anselm zu Ernst, „vielleicht vermögen wir durch unsere vereinten Vorstellungen ihn auf eine Bahn zu lenken, in der er sich noch bessern und auf einen grünen Zweig gelangen könnte."

„Ueberlassen wir ihn seinem Schicksal," erwiderte Ernst düster, „er ist nicht mehr zu retten."

IV.

Zeitliche Sorgen.

Ernst hatte seine Stelle als Hausmeister bereits einen Monat bekleidet; er hatte unsäglich viele Mühe aufgewendet, um seinem Zöglinge etwas beizubringen, er hatte unnennbar vielen Verdruß erfahren, und war nun begierig zu sehen, welcher Lohn ihm für all dies werden solle. Die Stunde der Abrechnung kam. Die vielredende Dame zählte ihm nun vor, daß der Hauslehrer in dieser und jener Familie nur so und so viel Honorar habe, während er dabei von vielen Unannehmlichkeiten gedrückt werde, von denen ein Lehrer bei ihrem Sohne nichts zu leiden habe; sie brachte die Höhe der Miethzinse, die Geringfügigkeit der Pensionsbezüge, die Bedürfnisse eines standesgemäßen Lebens, andererseits die geringen Erfolge, welche durch den Unterricht von Hauslehrern erzielt würden, in ausführliche Erwähnung, so daß Ernst am Ende glaubte, er werde, statt ein Honorar zu bekommen, noch herausbezahlen müßen. Dies sollte zwar nicht der Fall sein, doch war sein Erstaunen groß, als ihm die Gnädige ohne weiteres zehn Gulden in Groschen vorzählte.

„Demnach hätte ich," dachte er in seinem bestürzten Sinne, „für sechs Kreuzer per Stunde all mein Wissen in Bewegung gesetzt, meine Lunge aufgezehrt, und mein Herz mit Galle angefüllt! Dies übersteigt doch die Geduld eines Philosophen!"

Und Schamröthe bedeckte sein Gesicht. Aber auch der schlummernde Muth des Selbstbewußtseins erwachte in ihm, es empörte ihn, sich zum willenlosen

Kinde der Gnade einer launigen, selbstsüchtigen Frau erniedrigt zu sehen, und er nahm die vorgezählte Summe mit den kurzen aber scharfen Worten in Empfang:

„Ich nehme dieses Wenige als theilweise Entschädigung für meine Mühe an. Was Sie mir vor Gott und der Welt noch schulden, mögen Sie den Armen geben. Ich habe die Ehre, mich Ihnen für immer zu empfehlen."

Nun war an der Dame die Reihe, in Bestürzung zu gerathen, und sie vollbrachte dies in einer Weise, wie wenn sie einen Todten zum Leben hätte erstehen sehen. Doch Ernst war verschwunden.

Für ihn begann nun wieder der frühere Kampf mit den Nahrungssorgen. Zwar waren die Osterferien inzwischen zu Ende gegangen, und stund ihm nun Anselm wieder mit seinem Beistande zur Seite; allein gänzlich vermochte ihn dieser mit dem besten Willen nicht zu unterhalten, und so hatte Ernst alle Mühe, durch schriftliche Ansprache an seine verschiedenen Verwandten so viel zusammen zu bringen, daß er sich das Sommer-Halbjahr hindurch auf der Hochschule halten konnte.

Es lebte ihm zwar eine treue Seele, die Tag und Nacht für ihn bekümmert war. Es war dies seine Schwester Marie, eine Jungfrau von achtzehn Jahren. Zu gleicher Zeit mit ihrem Bruder hatte sie das Haus, in dem ihre Eltern gelebt hatten und starben, verlassen, um bei ihrer Tante oder Base, wie sie dieselbe nannte, eine sichere aber nicht die annehmlichste Unterkunft zu finden. Sobald sie der Elementarschule entwachsen war, mußte sie, obwohl von zartem Körperbau, an allen Feldarbeiten Theil nehmen, was ihre Gesundheit im Laufe einiger Jahre so sehr

benachtheiligte, daß sie sich entschloß, das Haus ihrer Verwandten zu verlassen, und die Nähterei zu erlernen. In kurzer Zeit brachte sie es dahin, daß sie als Nähterin selbstständig arbeiten konnte, so daß ihr das tägliche Brod gesichert war. Nun war sie unermüdlich in dem Gedanken, sie werde wohl einige Sparpfennige zurücklegen, um ihrem Bruder, dem sie bereits den größten Theil ihres elterlichen Vermögens zur Verfügung gestellt hatte, beispringen zu können. Es ergab sich aber, daß diese Ersparnisse sehr unbedeutend blieben, denn für sich leben heißt viele Ausgaben auf sich nehmen, die man als Anhängsel einer Familie nicht zu bestreiten hätte.

Sie sann deßhalb auf ein Mittel, ihr kleines Kapital hundertfach zu vermehren, und als solches stellte sich ihr das Lottospiel dar, das in dem Dorfe, in dem sie lebte, viele Freunde hatte. Da ihr mit kleinen Gewinnsten nicht gedient gewesen wäre, setzte sie auf drei Nummern, die ihr eine alte Lottoschwester angerathen hatte, im Ganzen, das heißt auf einen Terno, und zwar jedes Mal sechs Kreuzer. „Habe ich Glück," sagte sie zu sich selbst, „dann kann mein gutes Brüderlein ruhig sein Studium vollenden, und meine Kasse wird durch diese Ausgabe im andern Falle gleichwohl noch nicht erschöpft. Gott segne meinen guten Willen und verzeihe mir die Wahl eines solchen Mittels."

Es schien aber dieses Unternehmen wenigstens keinen raschen Erfolg zu haben. Bald kam eine, bald kamen zwei der gewünschten Nummern zum Vorschein, allein alle drei wollten sie nicht zusammenkommen. Ihr Muth wäre gesunken, wenn die alte Frau mit ihren klugen Sprüchen ihn nicht aufrecht erhalten hätte.

Inzwischen war das Sommerhalbjahr vergangen, und Ernst kehrte heim in sein Dorf, um zuerst in die Arme seines theuern Schwesterleins zu eilen. Sie theilten sich die beiderseitigen Erlebnisse mit, trösteten sich gegenseitig für die überstandenen Bekümmernisse, und schöpften jedes in dem Herzen des andern neue Hoffnung. Ernst's Zeugnisse und das reichliche Lob, das Anselm, der ebenfalls seine Eltern zu sehen gekommen war, seinem Fleiße und seiner Ausdauer überall spendete, rührten manchen wohlthätigen Sinn, und so sah sich Ernst am Schlusse der Ferien in der Lage, das neue Studienjahr mit mehreren Thalern und verjüngter Hoffnung ausgerüstet, begrüßen zu können.

„Vergiß aber nicht, mein lieber Ernst," ermahnte Marie beim Abschiede ihren Bruder mit thränenweicher Stimme, „vergiß nicht, mir wie bisher wenigstens alle vier Wochen einmal zu schreiben, und verhehle mir nichts. Ich habe immer so viele Angst, wenn ich nicht weiß, wie es dir geht."

„Sei unbesorgt, meine Kleine," erwiderte Ernst, „ich will dir ja gern Alles haarklein erzählen, was ich thue und treibe, was mich erfreut oder drückt, wenn ich dich damit beruhigen kann."

„So reise denn mit Gott und sei glücklich," rief das schluchzende Mädchen aus, während sie seine Hände in den ihrigen zärtlich umfangen hielt.

„Behüte dich Gott, und bleibe immer die fromme Lilie, die du jetzt bist," sagte Ernst sich losreißend, und eilte hinweg, um die Bewegung seines Herzens seiner nicht Meister werden zu lassen.

Und er zog dahin, und trat mit frohem Sinn in das neue Studienhalbjahr. Wenn auch seine Baar-

schaft nicht für lange Zeit ausreichen konnte, und er in langen Entbehrungen und getäuschten Erwartungen naher Hilfe schon so viele bittere Erfahrungen gemacht hatte, so hatte ihn die Fürsehung, sagte er zu sich selbst, doch wieder aus allen Prüfungen herausgezogen, und er hegte das gläubige Vertrauen, sie werde auch fortan über ihn wachen.

Anselm hatte seine Heimath schon früher verlassen und es freute ihn, seinen Freund so froher Dinge ankommen zu sehen. „Ich kann dir eine Nachricht über Ludwig mittheilen, wenn sie Interesse für dich hat," sagte er zu ihm nach den ersten Begrüßungen.

„Es wäre mir sehr lieb, zu hören, daß er auf dem Wege der Besserung sei," entgegnete Ernst, „obwohl ich es kaum zu hoffen wage."

„Von Besserung habe ich eben leider nichts vernommen," fuhr Anselm fort, „wohl aber daß er die sehr untergeordnete Stellung, die er inne hat, durch seinen mißliebigen Lebenswandel zu verlieren sich bemüht. Nach seinem unfreiwilligen Abgange von der Universität schrieb der kecke Lügner an seine Eltern, er habe Gelegenheit, ein für sein künftiges Fachstudium sehr wichtiges Werk, das aus sechszehn Bänden bestehe, weit unter dem Ladenpreise zu kaufen, und sie möchten ihm also, da er auch noch diese und jene Ausgaben zu machen habe, so und so viel baldigst zusenden. Richtig, die Sendung kam." — „Es hätte wahrlich ein gutes Werk gethan," unterbrach Ernst die Rede, „wer seine Eltern von dem Stande der Dinge unterrichtet hätte."

„Die Sendung kam also," fuhr Anselm weiter, „und unser gewissenloser Ludwig benützte sie dazu, daß er sich der Gefahr aussetzte, von einem Gendar-

men zu seinen lieben Eltern gebracht zu werden. Er trieb sich nämlich noch mehrere Tage hier herum, ohne sich, solange er einen Groschen in der Tasche hatte, um seine Zukunft zu bekümmern. Von Seiten der Polizei blieb er ungeschoren, allein bald zeigte die Kasse sich leer. Nun drängte ihn die Noth, sich nach einer Erwerbsquelle umzusehen, und da man in solchen Umständen nicht wählig sein darf, griff er nach dem gewöhnlichen Mittel, das Studenten ergreifen, wenn sie aus ihrer Laufbahn hinausgeworfen werden — er ließ sich bei einem Advokaten als Schreiber verwenden. In dieser Stellung ist er jetzt noch, allein er wird auch diese nicht mehr lange behaupten. Er hat sich bereits durch gemeine Schulden bei seinem Prinzipale anrüchig gemacht, anstatt auf das Bureau zu gehen, schlendert er in verdächtigen Kneipen umher, und wenn er im Vormittag ein paar Stunden in seiner Schreibstube sitzt, so ist er in Folge der nächtlichen Ausschweifungen beinahe unfähig zu arbeiten."

„So mußte es kommen," sagte Ernst hierauf, „und wie ich fürchte, wird noch Schlimmeres nachfolgen. Er fällt von Abgrund zu Abgrund und vielleicht erst, wann er einmal den tiefsten erreicht hat, mag er zur Besinnung kommen und seine Hände nach Dem ausstrecken, der allein den Gefallenen aufzurichten vermag."

V.

Ein unerwarteter Glücksfall.

Es war an einem Samstag, als Marie wie gewöhnlich in ihrem Kämmerlein saß und ihre Nadel auf das emsigste spielen ließ. Draußen goß sich der

Regen in schweren Tropfen herab, zuweilen stürmte ein Windstoß gegen das Haus, daß die Läden der Fenster zu stöhnen begannen, und unheimlich blickte der schwarze Tag auf das einsam sitzende Mädchen herein. Auch in Mariens Herzen war es trüb; eine unerklärliche Bangigkeit war darin eingezogen, die sie nicht anders zu deuten wußte, als daß ein großes Unglück über sie hereinbrechen müsse. Diese Deutung schien sich in der That zu bewähren, denn gegen Mittag brachte ihr der Gemeindediener, der zugleich das Amt eines Brief- und Zeitungsträgers zwischen dem Dorfe und der nächsten etwa um drei Viertelstunden entfernten Poststation versah, einen Brief von Ernsts Hand, worin er ihr auf die schonendste Weise zu verstehen gab, daß seine Baarschaft schon vor längerer Zeit zu Ende gegangen und er im Augenblicke auf dem Trockenen sei.

„Deßwegen aber," schrieb er weiter, „laß dein Herz nicht schwer werden; Er, der stets geholfen, wird auch dieses Mal helfen, und ich bin bei allem dem so heiter, daß ich glaube, es müsse mir bald andauernde Hilfe werden. Und wenn ich von dir höre, daß es dir wohl ergeht, und daß auch du heiter bist, dann fehlt nichts mehr an meiner Zufriedenheit. Lebe wohl und baue auf Gott."

Mariens Kummer wurde durch diese aufmunternden Worte nicht entfernt, wenn auch ihr frommer Sinn von dem Gedanken gehoben wurde, daß sie einen Bruder habe, der sich durch keinerlei Unfälle in seinem Gottvertrauen wankend machen lasse.

Hatte sie sich in solchem Grade in Gedanken an ihren Bruder vertieft oder war es eine besondere Fügung, daß sie den ganzen Tag nicht einen Augenblick

ihrer Nummern gedachte? und doch war dies der Tag, an dem sie von der am Donnerstag vorgenommenen Ziehung durch die Bötin, welche nach dem Markte der nächsten Stadt ging, Nachricht erhalten sollte.

Um vier Uhr Nachmittags langte diese wieder im Dorfe an, und sonderbarer Weise war dieses Mal ihr erster Gang nach der Wohnung der Nähterin Marie gerichtet. Mußte diese schon darin etwas Auffallendes finden, so mußte sie noch mehr durch ihr von freudiger Aufregung verstörtes Wesen überrascht werden.

„Marie! — Marie! — — ich kann nicht mehr — sagen," keuchte sie hervor, indem sie dieser einen Zettel auf das Nähtischchen legte. „Sie sind ein Glückskind, sehen Sie!" fügte die Bötin nach einiger Erholung bei. Marie aber war sprachlos vor Erstaunen und Freude, als sie unter den fünf Nummern die ihrigen drei erkannte, welche oft und kräftig unterstrichen waren. Sie konnte ihr Glück kaum glauben.

„Haben Sie aber auch nicht falsch gesehen, Grete?" fragte sie die Bötin zu wiederholten Malen. „Sind diese auch gewiß gezogen worden, oder wollen Sie etwa gar mit der armen Marie einen Spuck spielen?" fuhr sie weiter, während das ob des unerwarteten Glückes aufwallende Herz Thränen durch ihre Augen preßte.

„Seien Sie doch klug, gute Marie," erwiderte die gerührte Frau; „wer im Dorfe würde es denn wagen, mit Ihnen Scherz zu treiben? Dafür stehen Sie in zu großer Achtung und Liebe bei Jedermann."

Marie gelangte endlich dazu, sich über dieses so unerwartet eingetretene glückliche Ereigniß zu beruhigen. Sie besprach sich hierauf mit der Frau über

die Erhebung des Gewinnstes, und es wurde beschlossen, daß am folgenden Montage der Bötin Mann, ein ehrlicher Schuhmacher, mit Marie nach der Stadt gehen werde, um die gewonnenen fünfhundert Gulden und darüber zu erheben, und in Papiergeld umzuwechseln.

Sobald aber die Bötin sie verlassen hatte, nahm sie ihr Schreibzeug hervor, um ihrem Ernst von der nahen Hilfe Nachricht zu geben. „Sei getrost, mein Brüderchen," schrieb sie mit vor Freude zitternder Hand, „dein Vertrauen hat sich auf eine glänzende Weise gerechtfertigt. Nächste Woche werde ich bei dir sein, und du wirst keinen Mangel mehr haben."

Nun sah sich Ernst in den Stand gesetzt, von aller Sorge frei mit ungetrübtem Geiste seinen Studien zu obliegen, in denen er sich um so größere Erfolge errang, als er jetzt in der Lage war, sich die nöthigen und nützlichen Hilfsbücher anzuschaffen, die er bisher hatte entbehren müssen.

Im darauffolgenden Herbste bestand er seine Prüfung für die höchste Bildungsanstalt für künftige Priester mit der ersten Note und zeichnete sich während der noch übrigen Studienzeit durch ein strengsittliches Betragen und unermüdlichen Fleiß aus, wodurch er sich das Wohlwollen aller seiner Vorgesetzten erwarb.

Die Lottoschwester aber, welche Marien einst einen so gewinnreichen Rath ertheilt hatte, war sogleich mit einem mächtigen Zuckerhut und einem entsprechenden Quantum Kaffee, an den folgenden Ostern mit einem neuen Kleide von Marien beschenkt worden.

VI.

Ein tieferer Abgrund.

Wir haben in der Erzählung Anselms Ludwig als Schreiber bei einem Advokaten gefunden. Wie jener bemerkt hatte, arbeitete Ludwig in der That aus allen Kräften darauf hin, daß er auch aus dieser, wenn auch sehr untergeordneten doch vor schreiender Noth sichernden Stellung verjagt werden mußte. Er hätte sich durch Fleiß und geordnete Aufführung zu einem achtungswerthen jungen Manne emporarbeiten können, und einem solchen bleibt die Welt nie verschlossen. Allein an den Müßiggang ist jedes Laster, jedes Uebel geknüpft, und Ludwig sollte noch bittere Früchte davon ärndten.

Sein Principal, der nichts weniger als ein harter Mann war, sondern Ludwig oft und ernstlich, aber in der wohlmeinendsten Absicht zur Rede gestellt und zu einer Aenderung seines Lebenswandels zu bewegen gesucht hatte, gelangte endlich zu der Einsicht, daß er es hier mit einem Menschen zu thun hatte, an den ein gutes Wort stets verschwendet war. Deßhalb erklärte er ihm am nächsten Monatsschlusse, er rathe ihm, für die Zukunft vorzusehen, da er nach Ablauf des nächsten Monats in seiner Kanzlei nicht mehr arbeiten werde.

Ludwig wurde zur angedeuteten Zeit entlassen, aber für die Zukunft vorzusehen, war ihm während der ganzen gegebenen Frist nicht in den Sinn gekommen. Er trat nun hinaus in die weite Welt, ohne zu wissen wohin. So lange ich Geld habe, dachte er,

ist keine Noth, und dann wird sich schon Etwas finden. Um nicht unnöthiger Weise mit der Polizei in unangenehme Berührung zu kommen, schlug er die Richtung nach der Stadt ein, die er sich als das Ziel seiner Reise in seinen Paß hatte einschreiben lassen. Da diese nur zwei leichte Tagreisen entfernt war, glaubte er nicht eilen zu dürfen, sondern er ließ sich in jedem Dorfe oder Marktflecken, der ihm im Wege lag, ein Wirthshaus zeigen, wo er dann einen guten Trunk und Imbiß einnahm. Nach fünf Tagen erreichte er endlich die Stadt, in der er Beschäftigung zu finden hoffte. Er ging auf das Gericht, er ging zu den Advokaten, nirgends war man seiner bedürftig.

„Die Aktien stehen verteufelt tief," sagte er zu sich selbst, „allein ich habe ja noch einen Thaler in der Tasche, und so lange dieser einen Groschen werth ist, lasse ich mir keine Sorge nahe kommen."

Er zog nun wieder weiter von Dorf zu Dorf; es mußte aber auf diesem Theile der Reise sein Durst und sein Appetit nicht so groß gewesen sein wie auf dem ersten, oder es war ihm wirklich noch so viel Klugheit übrig geblieben, um den Stand seiner Kasse zu Rathe zu halten, kurz er zog durch manches Dorf, ohne einem Wirthe die Ehre seiner Einkehr zu gönnen. Nichts desto weniger war seine Baarschaft nach ein paar Tagen gänzlich verschwunden. Nach der nächsten Stadt hatte er noch eine Tagreise zurückzulegen, und dieser Umstand mußte ihn, mochte er thun, was er wollte, in Verlegenheit bringen. Wäre es Morgenszeit gewesen, hätte er auch ohne Geld die Strecke bis Abends zurücklegen können, allein Abends wird Niemand mehr auf eine Kanzlei gehen, um sich um eine Stelle zu bewerben, und die Nacht hätte

zudem ihre Bedürfnisse mit sich gebracht. Es wäre aber immer noch durchzukommen gewesen, denn er hatte ja einige Effekten bei sich, die er geforderten Falles als Pfand hätte im Wirthshaus zurücklassen können. Unglücklicher Weise aber für Ludwig war es Abend; bei günstiger Witterung hätte er zwar die Nacht hindurch marschiren können, und dann wäre er in der Frühe an seinem Ziele angekommen; nun aber hatte sich Regenwetter eingestellt und so waren seine Schritte gebannt. Allein wie die Kosten des Nachtquartiers bezahlen? „Dies wird sich finden,“ war wie gewöhnlich Ludwigs Gedanke.

In dem nämlichen Dorfe, in dem Ludwig zu bleiben gedachte, hatte auch eine wandernde Schauspielergesellschaft vor dem üblen Wetter Schutz gesucht, und da an ein Aufhören des Regens für diesen Abend nicht zu denken war, hatte der Direktor beschlossen, daselbst mit seiner Truppe Nachtquartier zu nehmen. Die Mitglieder der Gesellschaft hatten sich in die zwei im Orte bestehenden Wirthshäuser vertheilt, und als Ludwig ankam, wählte er zufällig dasselbe, in welchem der Direktor seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Als er eintrat, erkannte er in den Anwesenden alsogleich Bühnenkünstler, und ein Entschluß, sich ihnen wenn möglich anzuschließen, war in demselben Augenblicke gefaßt; sonderbarer Weise aber war der entsprechende Entschluß eben so rasch in einem andern Kopfe reif geworden, indem nämlich der Direktor in dem ersten aber umfassenden Blicke, den er auf ihn warf, in ihm die geeignete Person fand, in seinen Stücken die Rolle eines Helden zu vertreten.

In der ersten Stunde schienen diese zwei Herren gleichwohl von einander nichts wissen zu wollen.

Der Direktor hätte es gerne gesehen, wenn Ludwig sich ihm genähert hätte; Ludwig aber, dem die wenn auch kurze Aufmerksamkeit, die ihm derselbe geschenkt hatte, nicht entgangen war, war nun entschlossen, sich von ihm anreden zu lassen. So verging einige Zeit, bis ein allgemeines Gesundheittrinken dem Direktor eine Gelegenheit bot, seinen schweigsamen Helden in ein Gespräch zu verwickeln.

„Wie! Herr Reisender, Sie wollen uns nicht die Ehre schenken, mit uns eins zu trinken?“ sprach er zu Ludwig mit einer Miene voll Lächeln. „Sie sitzen ja so einsam und stille, als wären Sie daran, ein großes politisches Räthsel zu lösen. Wir sind alle frohe Kunden und lassen Jedermann gerne leben, darum nehmen Sie Platz unter uns, z. B. neben mir, denn ich bin überzeugt, Sie können mir eine Aufklärung geben, die ich wünsche.“

War er hievon auch nicht im entferntesten überzeugt, so hatte er jetzt Ludwig doch auf eine anständige Weise in seine Nähe gezogen, woran ihm am meisten gelegen war.

„Sie kommen gewiß von J..., der Stadt, nach welcher Ludwig im Begriffe war zu gehen, fuhr er fort, „und in diesem Falle können Sie mir wohl über manche Dinge Auskunft geben, über die ich gerne unterrichtet sein möchte, ehe ich dort ankomme. Sie sehen, wir sind Schauspieler, und ich habe die Ehre das Haupt dieser und noch mehrerer edlen Glieder zu sein, und wir sind eben auf dem Wege nach J...“

„Es thut mir leid,“ entgegnete Ludwig, Ihnen in diesem Falle nicht dienen zu können, denn ich habe in meinem Leben nicht einen Stein dieser Stadt gesehen, und bin jetzt eben auch auf dem Wege dahin.“

„Dann bitte ich sehr um Entschuldigung,“ antwortete ihm der liebenswürdige Direktor, „Sie werden uns aber hoffentlich die Ehre Ihrer Begleitung gönnen.“

„Dem bin ich durchaus nicht abgeneigt, und ich danke Ihnen für Ihre freundliche Einladung,“ erwiderte Ludwig, in dessen Benehmen im Gegensatze zu der letztvergangenen Zeit, unter dem lustigen Lärm der Gesellschaft wieder einiges Leben zu erwachen begann.

Es entspann sich nun zwischen Ludwig und dem Direktor eine fließende Unterhaltung über die verschiedensten Gegenstände. Da auch der zum tiefsten gesunkene Mensch, welcher von der Quelle höherer Bildung auch nur wenig gekostet, Kennzeichen derselben stets an sich tragen oder wenigstens in seiner Rede zu Tage bringen wird, — denn der Einfluß des Gymnasial-Unterrichts, dieses eigentlichen Kerns aller Bildung wird niemals erlöschen, — so konnte der forschende Direktor bald herausfinden, was Ludwig eigentlich war, wollte ihn jedoch selbst darüber Aufschluß geben hören, und suchte deßhalb das Gespräch auf gutgewählten Umwegen auf dessen Vergangenheit zu lenken. Ludwig fand es nicht für gut, den verhüllt gestellten Fragen auszuweichen, wohl aber sie nach seinem Belieben und Gutdünken zu beantworten; die eben so leise vorgeschobene Frage aber, was er in I... zu thun gedenke, setzte ihn in einige Verlegenheit; da er jedoch seine Absicht durch eine muthige Enthüllung seiner zweifelhaften Lage am ehesten zu erreichen dachte, antwortete er kurz, er wisse es noch nicht.

Jetzt hatte ihn der Direktor in seiner Gewalt. Er setzte ihm nun auf das beredteste auseinander, welche Unannehmlichkeiten diese oder jene Stellung

oder Beschäftigung, die ihm sich öffnen könnte, jeder Zeit mit sich führe; welche Vortheile dagegen mit dem Stande eines Schauspielers verbunden seien.

„Sehen Sie," sprach er im Strome seiner Rede, „wir stehen um zehn Uhr auf, gehen bei guter Witterung bis zum Mittagessen spazieren, oder schenken uns gegenseitig Besuche, und ersparen so ein Frühstück, das es hier zu Lande ohnedies nicht gibt, denn es ist offenbarer Wahnsinn, eine Tasse Kaffee mit einer Milchsemmel Frühstück zu nennen. Nach Tische macht man eine kleine Bewegung, dann geht es auf die Kegelbahn, oder zum Billard, oder an den Spieltisch, oder wie immer die Arten sich zu zerstreuen und zu vergnügen heißen mögen. Abends denkt Niemand daran, sei nun Vorstellung oder nicht, vor Mitternacht nach Hause zu gehen. Sieht ein Mitglied, was einem Grafen begegnen kann, seine Kasse geleert, so findet er in mir einen guten Hausvater, der seine Kinder nicht darben läßt. Und wenn Sie etwa glauben, wir quälen uns viel mit unsern Rollen, dann muß ich Sie bitten, sich eines Bessern belehren zu lassen. Ein guter Schauspieler erkundiget sich gelegentlich nach dem Hauptinhalte des zu spielenden Stückes, liest dann seine Rolle ein Mal durch, und damit ist seine Sache abgethan; alles Uebrige muß er im Kopfe, im Blute haben. Freilich darf sich nur ein guter, geborner und geübter Schauspieler mit einer so leichten Vorbereitung genügen. Denn aller Anfang ist hart, oder omne incipium durum, wie der Grieche sagt, nicht wahr?"

„Für uns verschlägt es nichts," erwiderte Ludwig gleichgiltig, „ob der Römer dabei ein Paar Buchstaben mehr oder weniger gebraucht habe."

Das Gespräch zwischen den Beiden ward nun immer anziehender, das heißt sie schienen einander immer besser zu verstehen, sich einander zu nähern, bis endlich die beiderseits gewünschte Uebereinkunft zur scheinbaren Ueberraschung der ganzen Gesellschaft durch einen gewaltigen Handschlag öffentlich kundgegeben wurde.

Man fand es nun allgemein an der Zeit, sich zur Ruhe zu begeben, und Ludwig, der jetzt bereits zur Gesellschaft zählte, erhielt mit mehreren anderen, da der Wirth selten so viele Herrschaften zu beherbergen hatte, und deßhalb mit Betten kärglich versehen war, so daß kaum für die Damen der Truppe die genügende Anzahl sich vorfand, sein Lager auf dem Heuboden angewiesen, was seinen abenteuerlichen Sinn nicht wenig ergötzte. Diese für ihn behagliche Lage und der Einfluß des Bieres, dem er nicht wenig Ehre angethan hatte, riefen in ihm eine Stimmung hervor, in der er sogleich geneigt war, seinen neuen Standesgenossen gegenüber das Benehmen eines alten Kameraden zu beobachten. Diese ließen es belustigt gelten, zeigten aber bald durch tiefes Schnarchen an, daß sie nicht mehr zu sprechen seien, und Ludwig gerieth darum bald in die nämliche Lage.

VII.

Ludwig als Schauspieler.

Als Ludwig in der Frühe die für ihn unerquickliche Wahrnehmung machte, daß die Mitglieder der Gesellschaft ihre betreffende Zeche aus eigener Tasche

bezahlten, kamen ihm, wie man sagt, alle seine Sünden in den Sinn. Er fand kein anderes Mittel, sich aus dieser Klemme zu reißen, als eine Demüthigung vor seinem neuen Vorgesetzten, den er um einen Vorschuß angehen wollte. Er klagte, er besitze höchstens noch so viele Baarschaft, um sich als Mitglied einer so feinen Gesellschaft bis J. anständig beköstigen zu können.

Hätte der Direktor einen weiteren Schauspieler nicht gerade unumgänglich nöthig gehabt, insofern er ohne einen solchen nicht fünf Stücke geben konnte, er hätte dem leichtfertigen, kecken jungen Manne geradezu den Rücken geboten. Allein von der Noth gedrängt, mußte er ihm willfahren, und zwar noch mit artiger Miene, denn, ließ er ihn hart an, so hatte er zu fürchten, er werde ihm trotz Handschlag davongehen, und ihm die Zeche auf dem Halse lassen. Es wurde nun ein förmlicher Kontrakt aufgesetzt, worin ihm freilich der niedrige Gehalt mißfiel, den er jedoch, um nur Geld zu erhalten, unterzeichnete.

Nachdem man in J. angekommen war, wurde die Instandsetzung der während dreier Viertheile des Jahres in Verlassenheit stehenden Bühne auf das eifrigste betrieben, so daß man am dritten Abende nach der Ankunft eine Vorstellung geben konnte, in der Ludwig nicht aufzutreten hatte, da sie ein Lustspiel war. Man hatte ihm aber die Rolle des Karl Moor in Schillers „Räubern" zur Einübung zugetheilt, die nächstens zur Aufführung kommen sollten.

Der Morgen des verhängnißvollen Tages, an dem Ludwig das Probestück seiner Befähigung für die Schauspielkunst ablegen sollte, war angebrochen. Im Vormittage wurde wie üblich eine Probe abgehalten,

bei der man besonders den Anfänger im Auge hatte. Es waren ihm acht Tage zur Vorbereitung zugestanden worden, und darum konnte er, wenn er nur einige Anlage für den gewählten Beruf hatte, wenigstens Erträgliches leisten. Bei der Probe war aber nicht eine Spur von Schauspieler-Talent an ihm zu entdecken, und der bestürzte Direktor rang die Hände, als er die große Rolle bis zur Caricatur treiben sah. Seinen Text hatte er leidlich eingepaukt; allein der Vortrag und die Darstellung waren eine Beschimpfung der dichterischen Gestalt, deren Bild er verkörpern sollte.

Der Direktor war in Verzweiflung. Er hatte Geld nöthig, von diesem Stücke hatte er eine bedeutende Einnahme zu erwarten, es mußte gegeben werden. Einen andern Schauspieler konnte er nicht mehr bestimmen, — denn der schwächste Komiker hätte die Heldenrolle doch weit besser gegeben — also mußte Ludwig dennoch spielen.

Die Stunde des Anfangs der Vorstellung hatte geschlagen. Im Parterre und auf der Galerie drängten sich die Zuschauer-Massen, die Logen waren gut besetzt. Endlich rollte sich der Vorhang auf. Das Publikum war sehr begierig, die Leistungen Ludwigs kennen zu lernen; denn wie die Einwohnerschaft der Stadt schon nach ein paar Tagen nach der Ankunft der Gesellschaft über die Lebensgeschichte jedes Mitgliedes im Klaren war, so hatte sie sich auch von Ludwigs Vergangenheit, der als Neuling in seiner Kunst mit Interesse betrachtet wurde, eine bestimmte Idee gebildet. Diese besagte, Ludwig habe die Hochschule mit vielem Erfolge besucht, sei aber durch die Folgen eines Duells, das er, um die Ehre einer mit Unrecht verleumdeten Dame zu rächen, eingegangen, genöthigt

worden, die Flucht zu ergreifen. Er sei jeden Falls ein Ausländer, was schon an seiner Sprache zu erkennen.

Ludwig erschien. Seit der Zeit der Probe hatte er natürlich keine Fortschritte gemacht. Das Publikum hatte Geduld mit ihm, es bedauerte, es ärgerte sich über ihn — endlich platzte der allgemeine Unwille entschieden heraus. Als er die ideale Gestalt in den Koth niederzog; als er statt des Räuberhäuptlings, den die Ränke eines Bruders auf diese Bahn getrieben, den mitten in diesem gesetzlosen Treiben sein großer Geist und Adel der Gefühle über Tausende emporhob, das linkische geistlose Wesen eines verkommenen Banditen darstellte, vermochte das Publikum seine Entrüstung nicht mehr zurückzuhalten; mit dem dritten Akte mußte die Vorstellung geschlossen werden.

Es war ein Glück für Ludwig, daß er sich nach der Vorstellung sowie am folgenden Tage nicht blicken ließ. Ströme von Spott und Hohn würden von allen Seiten auf ihn eingedrungen sein. Sein Schicksal erreichte ihn aber auch in seiner Dachstube. Erstens kam in der Frühe des folgenden Tages sein Direktor, schalt ihn ohne ängstliche Wahl der Worte weidlich aus, beschenkte ihn dagegen mit der unumschränkten Freiheit zu gehen, wohin er wolle. Freiheit war ein Lieblingsgegenstand der Wünsche Ludwigs, doch hat auch die Freiheit, wenn sie nicht mit Geld gespickt wird, ihre Bitterkeiten. Deßwegen zeigte sich Ludwig in seinen Rechten verletzt und forderte von dem Direktor eine annehmbare Entschädigung für seine aus solcher Nichterfüllung des Kontraktes folgende Benachtheiligung.

„Daß ich Ihren Ansprüchen nicht genügen kann,“

stellte er ihm zur Erwägung vor, „wußte ich damals, als ich Ihren Handschlag erwiderte und den Vertrag unterschrieb, ebenso wenig wie Sie. Sie haben mich unter ihre Leute aufgenommen ohne vorausgegangene Prüfung, in der bloßen Voraussetzung wahrscheinlich, ich werde schon die Anlagen besitzen, die Sie in mir suchten."

„Ich verlange nun zwar billiger Weise nicht, während der ganzen im Kontrakte bestimmten Zeit für Nichtsthun bezahlt zu werden, was ich von Rechts wegen gleichwohl verlangen könnte; wohl aber erwarte ich von Ihnen als Erwiderung meiner Billigkeit die Auszahlung von fünfzehn Thalern als Abfindungs-Summe. Sollten Sie sich hiezu nicht verstehen, so versetzen Sie mich in die unangenehme Lage, Ihnen vor Gericht als Kläger gegenüber treten zu müßen.

Der Direktor erklärte anfänglich geradezu, er sei nicht gesonnen, an einen Taugenichts auch nur einen Groschen zu verschwenden, eine Aeußerung, deren Unzulässigkeit Ludwig geschickt genug ausbeutete, um ihn zur Auszahlung der verlangten Summe willfähriger zu machen. Der Direktor schien wirklich in das Begehren einwilligen zu wollen, und erklärte, er werde die Sache vorläufig überlegen und ihm dann am folgenden oder zweitfolgenden Tage Bescheid zukommen lassen, wogegen Ludwig keine Einsprache zu erheben hatte.

Es wartete Ludwigs aber noch eine Demüthigung, die selbst den verworfensten Landstreicher in der Tiefe der Seele erschüttert haben würde. Ludwig erhielt von der Freundlichkeit seines Miethgebers täglich das im Orte erscheinende Zeitungsblatt, und zwar gewöhnlich gerade aus der Expedition desselben. Auch in der

Frühe des auf obige Unterredung folgenden Tages muß dieß der Fall gewesen sein; denn hätte besagter Miethgeber darin einen gewissen Artikel gelesen, ehe er Ludwig das Blatt gab, so müßte seine Böswilligkeit groß gewesen sein. Diese Nummer enthielt nämlich unter den Stadtneuigkeiten folgendes „Eingesandt.“

„Das Theater dieser Stadt hat sich seit seinem vieljährigen Bestehen jährlich für längere Zeit der Schauspielkunst geöffnet, es sind gute, mittelmäßige und schwachbefähigte Schauspieler über dessen Bühne gegangen, das Publikum hat dem Talente Beifall gezollt, und über die übrigen geschwiegen; noch niemals aber hat man sich gedrängt oder sogar genöthigt gesehen, die allgemeine Entrüstung über ein Mitglied irgend einer Gesellschaft in einem öffentlichen Blatte auszusprechen. Heute aber können wir, die Theaterbesucher dieser Stadt, dem gerechtfertigten Drange nicht widerstehen, einen jungen Menschen öffentlich zu brandmarken, der sich vermaß, die Bühne zu betreten, nicht etwa um mit Bescheidenheit die Ergebnisse seiner ersten Kunststudien zur Darstellung zu bringen, die man nach Zeit und Anlage beurtheilt haben würde; nein, er ist aufgetreten, nicht um dem Publikum ein mehr oder weniger gelungenes Bild seines Helden, sondern das klägliche, widrige Bild seiner eigenen verkommenen Persönlichkeit zu bieten. Wir wollen an den jungen Mann keinen Rath verschwenden, sonst müßten wir ihn warnen, solche Gegenden zu meiden, wo Banditen hausen, und wo dann die Anziehungskraft der Sinnesverwandtschaft zu mächtig wäre, um ihn nicht zu einem der ihrigen zu machen. Wir haben zwar dem Gegenstande dieser Zeilen noch Ehre erwiesen, indem wir über ihn so viele Worte machen,

doch es stund uns nur dieses Mittel zu Gebote, um an ihm einen Akt der Gerechtigkeit zu vollziehen."

Dieß war für Ludwig zu viel. In größerem Maße als seine verfehlte Leistung auf der Bühne hatte Einsender Ludwigs Persönlichkeit vor der Einwohnerschaft der Stadt auf den Pranger gestellt, was ihn, und zwar mit Recht, auf das Höchste empörte, obwohl er das Körnlein Wahrheit, das unter dem bombastischen Wuste verdeckt lag, ernstlich hätte beachten dürfen. Anstatt dessen aber horchte er auf die Einflüsterungen seiner Wuth, und er brannte vor Begierde, den Verfasser des Artikels herauszufinden, um sich dann an seinem Blute zu weiden.

Seine eifrigen durch eine Mittelsperson angestellten Nachforschungen schienen kein Resultat zu erzielen, und wären wohl ohne die freundliche Dazwischenkunft einer ihm unbekannten Person ohne Erfolg geblieben.

Ludwig ging, auf Rache sinnend, in seinem Zimmer auf und ab, als sich die Thüre öffnete und ein Mädchen hereintrat. Das Ungewöhnliche eines solchen Besuches war nicht geeignet, die Aufregung, die sich seiner bemeistert hatte, in einem Augenblicke zu dämpfen, und er fragte mit unsicherer Stimme, welchem Umstande er das Vergnügen dieses Besuches zu verdanken habe.

„Werther Herr," antwortete das Mädchen mit einem Scheine von Verlegenheit, „ich hoffe, Sie werden einen Schritt nicht übel deuten, den ich lediglich deßwegen unternommen habe, um dem Opfer schändlicher Ehrabschneidung seine Henker zu erkennen zu geben."

„Wenn ich Sie verstehen soll, mein Kind, müßen Sie sich etwas deutlicher aussprechen," entgegnete Lud-

wig, der begierig war zu hören, welche Mittheilung ihm nun werden solle.

„Ich will Ihnen den ganzen Vorfall der Geschichte, die sich um Ihre werthe Person dreht, auseinandersetzen. Der Direktor Ihrer Gesellschaft hatte meinen Herrn, den er schon früher gekannt haben muß, während seines Hierseins ein paar Male besucht, wie man Bekannte zu besuchen pflegt. Am Tage nach der Vorstellung aber, in der Sie — verzeihen Sie mir — unglücklich mitgewirkt haben sollen, kam er in der ersten Frühe und besprach sich sehr angelegentlich mit meinem Herrn, dem Stadtschreiber — ich nenne ihn, denn es wird mir jetzt nicht mehr schwer fallen, seinen Dienst verlassen zu müßen. Sie besprachen sich also längere Zeit mit einander, dann ging der Direktor wieder hinweg. Mein Herr setzte sich dann an sein Pult und schrieb mehrere Zeilen, faltete das Blatt zusammen, siegelte es und ließ es von einem seiner Buben in die Druckerei tragen, was ich nachher alles um den Preis von Küchen-Leckereien aus ihm herausschmeichelte, als ich das Tagblatt gelesen hatte. Mag die Sache sein wie sie will, jedenfalls ist es ein unchristliches Thun, einen jungen Menschen so zu blamiren, und es empörte mich, und um so mehr, weil Ihr eigener Direktor es war, der so gegen Sie handeln konnte, und ich beschloß sogleich, Sie vor Ihrem guten Freunde zu warnen.“

„Es ist dieß eine schöne Geschichte, die Sie mir da erzählen, mein gutes Kind,“ erwiderte Ludwig, in dessen Brust es wieder gewaltig zu kochen anfing. „Sollte ich je im Stande sein, Ihnen für Ihre wohlmeinende Theilnahme erkenntlich zu sein, so wird es eine der süßesten Freuden meines Lebens sein. Leben

Sie wohl, ich werde Sie nicht vergessen," rief er dem sich verabschiedenden Mädchen noch zu, indem er ihr die Hand bot.

„Ich wünsche nur, daß Sie anderswo mehr Glück haben, als Ihnen hier geworden, und vergessen Sie den Oberen nicht," sagte sie und verschwand.

Unter allen anderen Umständen wäre dieser Auftritt geeignet gewesen, in dem Dunkel von Ludwigs Seele einen Sonnenblick zu erwecken, ihn auf das Unwürdige seiner Laufbahn aufmerksam zu machen, und auf den Weg des Bessern zu leiten. Zu dieser Stunde aber war er nicht im Stande, einen guten Gedanken zu fassen; das lobenswerthe, von einer gewissen Wehmuth begleitete Gefühl, er sei so zärtlicher Theilnahme nicht werth, war nur vorübergehend; unter dem gewaltigen Drucke rachesuchender Wuth konnte eine gute Regung unmöglich aufkommen.

Die Vermuthung, der sich eine große Wahrscheinlichkeit nicht absprechen läßt, daß nämlich der Direktor dieses Manöver hauptsächlich nur deßwegen unternommen habe, um Ludwig zu bewegen, sich, ohne mehr an eine Entschädigung zu denken, eiligst aus dem Staube zu machen, vermehrte noch seinen Durst nach Rache, da diese Annahme zu seinem Hasse auch noch das Gefühl der Verachtung fügte, insofern er nun in seinem vorherigen Vorgesetzten einen Menschen erblickte, der in gewisser Beziehung weit unter ihm stand. Die Stimme der Scham verstummte bei ihm neben dem Racheschrei der auf so unerhörte Weise beleidigten Persönlichkeit.

Er sann nun auf die Mittel und Wege, seinen verletzten Gefühlen Genugthuung zu verschaffen. Der Direktor stund zwar in dem Gebiete von Ehrensachen

keines Falls auf der Höhe eines Offiziers oder Universitäts-Studenten, und darum konnte Ludwig Anstand nehmen, ihn zum Zweikampfe mit Waffen herauszufordern. Da er selbst aber im geforderten Falle ihm nur in dieser Weise Genugthuung gegeben hätte, durfte er sie auch in dieser verlangen. Da hier die üblichen Förmlichkeiten nicht einzuhalten waren, schickte er ihm ein Billet zu, welches die Herausforderung und deren Gründe enthielt. Der Direktor glaubte zu träumen, als er jene Zeilen las; er eilte damit sogleich zu seinem Freunde, dem Stadtschreiber, und theilte ihm die Sache mit. Dieser wünschte ihm Glück zu dieser Bescheerung, indem er sagte:

„Seien Sie guter Dinge, Herr Direktor, der Narr hat Ihnen eine sichere Waffe gegen ihn selbst in die Hände gegeben. Gehen Sie augenblicklich zu ihm und fordern Sie ihn auf, ungesäumt die Stadt zu verlassen, widrigen Falls Sie das Gericht von seinem gesetzwidrigen Beginnen in Kenntniß setzen würden. Dieß muß wirken, wenn nicht, hat er das Weitere seinem Starrsinne zuzuschreiben."

Des Rathes froh und voll Freude darüber, nun eine Ausgabe von wenigstens zehn Thalern erspart zu haben, begab sich der Direktor mit eiligen Schritten zu Ludwig, während er zugleich nach gewaltigen Worten suchte, mit denen er ihn niederschmettern wollte, und Glut in seine Augen drängte, um ihn vielleicht schon mit seinem Blicke zu vernichten.

Als er eintrat, hatte Ludwig eben das neue Zeitungsblatt gelesen, worin einige Worte der Mißbilligung über den Schmäh-Artikel der vorhergehenden Nummer enthalten waren.

„Sehen Sie, niederträchtiger Mensch," waren die

Worte, mit denen er auf den Direktor zuging, „sehen Sie, daß Sie nicht die allgemeine Meinung der Theaterbesucher dieser Stadt ausgesprochen haben, als Sie, da Ihr eigener Kopf leer ist, aus fremder Feder unerhörte Schmähungen, nicht sowohl über mein schlechtes Spiel, sondern hauptsächlich gegen meinen von Ihrer Seite unantastbaren Charakter losließen. Wollen Sie mir dafür die geforderte Genugthuung geben oder nicht? Reden Sie, wenn die Bosheit Ihre Zunge noch nicht zerfressen hat!“

Nach einer kleinen Pause, welche durch das Erstaunen verursacht wurde, zu dem Ludwigs Gebahren dem Direktor Veranlassung gab, erlangte dieser seine Fassung wieder und begann nun seinerseits mit den Worten:

„Vor allem verwahre ich mich gegen das Benehmen, das Sie mir gegenüber an den Tag legen; zweitens fordere ich Sie allen Ernstes auf, die Stadt unverzüglich zu verlassen; endlich erkläre ich Ihnen, daß, wenn Sie in zwei Stunden noch hier gefunden werden, das Gesetz über Sie verfügen wird.“

„Wie Sie eine Entschädigung bezahlen, habe ich gesehen; wie ich meine Quittung stelle, sollen Sie jetzt von mir sehen, elender Schuft!“ schrie Ludwig außer sich, indem er seinem ehemaligen Lehrmeister in der Kunst die derbste Ohrfeige gab.

Hierauf entspann sich, da der thörichte Direktor diesen Schimpf erwidern wollte, ein unregelmäßiger, aber heißer Faust- und Ringkampf, der lange über den Sieger im Zweifel gelassen hätte, wenn überhaupt Zuschauer zur Stelle gewesen wären, bis endlich der Direktor von einem solchen Schlage auf die Schläfe getroffen wurde, daß er bleich wie ein Todter über einen Stuhl hinfiel, ohne mehr Leben zu verrathen.

Dieser Anblick erweckte in Ludwig den furchtbaren Gedanken, er habe seinen Gegner getödtet. Schrecken und Furcht vor dem Gesetze ließen ihn nicht lange unschlüssig über das, was er zunächst zu thun habe: dem vielleicht noch Lebenden Hilfe zu leisten oder zu verschaffen, oder im schlimmsten Falle der Strafe für seine That reuig entgegen zu gehen, dessen kam kein Gedanke in Ludwigs Seele. Er verschloß die Thüre seines Zimmers, eilte die verschiedenen Treppen hinab, die zu seiner Dachstube führten, schlich sich dann durch enge Gassen und Gäßchen, ohne je zu laufen, bis an das Thor, das er im Schritte eines Spaziergängers, wenn auch nicht mit der Miene eines Lustwandlers, passirte. Ein paar hundert Schritte vom Thore ab wurden aber seine Schritte länger und schleuniger, und er spähte nach einem Wege, der ihn einem Walde zuführen würde, denn immer sah er das Bild des bewußtlosen bleichen Direktors an seiner Seite, immer glaubte er die eiligen Schritte der Häscher hinter sich zu vernehmen.

Mit einem Morde sollte Ludwigs Seele nicht beladen sein. Der Direktor lebte noch. Der Stadtschreiber, dem derselbe vor seinem Gange zu Ludwig sogleich nach dessen Abfertigung wieder zu kommen versprochen hatte, fand eine Stunde Wartens lange. Er wartete noch eine halbe Stunde; der Erwartete kam nicht. Endlich war zugleich seine Geduld erschöpft, zugleich regte sich in ihm die Ahnung, es müße sich etwas ereignet haben. Ohne Verzug machte er sich auf und begab sich in das Haus, in welchem Ludwig gewohnt hatte, und fragte den Hauseigenthümer, ob er nicht seit der Stunde, die er ihm bezeichnete, den Theaterdirektor habe herausgehen sehen.

„Ich habe den Theaterdirektor heute weder kommen noch gehen sehen," antwortete der Mann, „wohl aber hat Ludwig vor etwa einer Stunde das Haus verlassen."

„Wollen Sie mir, als einer obrigkeitlichen Person, sein Zimmer öffnen, es muß sich hier etwas Schlimmes zugetragen haben."

Voll Bestürzung über diese Worte, irrte der Hausbesitzer längere Zeit in seinem Zimmer herum, ohne den verlangten zweiten Schlüssel zu Ludwigs Zimmer zu finden. Endlich tappte er auf ihn hin, und folgte dann keuchend dem eilenden Stadtschreiber die steilen Treppen hinauf.

In dem Zimmer angekommen, fanden sie den unglücklichen Direktor auf dem Boden hingestreckt, auf den er aus seiner unhaltbaren Lage auf dem Stuhle wohl allmälig hinabgeglitten war.

Das Bewußtsein war bei ihm wach, doch hatte er noch nicht Kraft genug gefühlt, um sich auch nur setzen zu können.

Die beiden Männer hoben ihn nun mit vieler Mühe auf das Bett, der Hauseigenthümer hatte inzwischen nach einem Arzte geschickt, und nun bestürmten sie den armen Direktor mit Fragen, auf welche Weise er denn in diese Lage gekommen sei.

„Der ver— Kerl, der Ludwig, kam mir bei meinem Eintritte hier mit solchen rohen Reden entgegen, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm eine Ohrfeige zu geben. Darüber ward er wüthend, packte mich an, ich vertheidigte mich, endlich fiel ein Schlag seiner Hand derart auf meine Schläfe, daß ich das Bewußtsein verlor. Dasselbe mag mir vor etwa einer Viertelstunde wieder gekommen sein."

Bald erschien der Arzt, der den Getroffenen außer aller Gefahr erklärte, dann wurde er in seine Wohnung getragen, und an Ludwig dachte in J.... bald keine Seele mehr.

VIII.

Stillleben und Reiselust.

Nach vielen trüben und heitern Tagen langte Ernst am Ziele seines ernsten Strebens an: er war Priester. Wie er zum ersten Male die Hallen der Hochschule betreten, mit frommem, reinem Sinn, mit festem Glauben, durchdrungen von unermüdlichem Eifer für seine Berufsstudien und seinen Beruf und von Wohlwollen für die Menschheit erfüllt — so verließ er sie auch wieder, um mit den Früchten, die er sich erworben, eine Saat für die Ewigkeit zu legen.

Er hatte ganz wohl den Ernst, die Verantwortlichkeit der hohen Aufgabe erfaßt, die ihm nun anvertraut war. Darum war er auch unermüdlich in Erfüllung seiner Pflichten, und was manchen eine drückende Last scheinen könnte, ward ihm in Ansehung des Guten, das ihm zu wirken gegönnt war, eine süße Bürde.

An seiner Seite wirkte Marie still und emsig im wirthschaftlichen Gebiete des Hauses, und zum Troste vieler Seelen in der Gemeinde. Ernst hatte seine Stelle in einem Dorfe unweit von seinem Heimathsorte erhalten, und dies trug nicht wenig zu Mariens Rührigkeit und Freudigkeit bei, denn weit, weit

in das Land hinaus ziehen zu müssen, hätte ihr wohl gar das Herz gebrochen.

Wenn das Wort Pflicht eine Auffassung im engeren und weiteren Sinne zuläßt, so hatte diese Unterscheidung jeden Falls keine Bedeutung für Ernst, der stets bestrebt war, ihr im weitesten Sinne Genüge zu leisten. Er erfüllte nicht nur seine Obliegenheiten im Gotteshause, er besuchte die Kranken nicht nur, wenn er gerufen wurde, sondern so oft er glaubte, sein Beistand könnte ihrem Herzen zum Troste oder ihrer Seele zum Heile gereichen, er besuchte die Schule nicht nur zu den vorgeschriebenen Stunden, sondern so oft es ihm die übrigen Obliegenheiten seines Berufes gestatteten. Besonders der Schule schenkte er seine Aufmerksamkeit; denn wie die Keime, welche man der Jugend einpflanzt, so werden die Früchte sein, die an dem nachkommenden Geschlechte erscheinen werden.

Mariens frohes, bescheidenes, aufrichtiges Wesen hatte ihr in kurzer Zeit alle Thüren des Dorfes, ja alle Herzen seiner Bewohner geöffnet. So war sie in kurzer Zeit zu einer Einsicht in alle Verhältnisse und Vorkommnisse der einzelnen Familien gelangt. Dies diente ihrem menschenfreundlichen Sinne nur zur Gelegenheit, Bedrängte zu trösten, Hadernde mit einander auszusöhnen, ja auch die Armen zu unterstützen; denn manche nicht unbedeutende Spende eines mildthätigen Herzens wurde ihr zur Verfügung anvertraut.

So ergänzten sich beide, Ernst und Marie, in ihrem segensreichen Wirken; und der erste Geistliche des Ortes konnte mit Recht sagen, es seien ihm statt eines zwei Mitarbeiter im Weinberge des Herrn zur Seite gegeben worden.

Eines Morgens wurde Ernst mit dem Besuche Anselms auf das angenehmste überrascht. Zwar hatte Marie schon am vorhergehenden Tage Kunde von Anselms Ankunft im Dorfe erhalten, allein schalkhafter Weise hatte sie ihrem Bruder davon nichts mitgetheilt. Die beiden Freunde waren überglücklich, einander zu sehen, um so mehr, als sie sich gegenseitig glücklich fanden. Ernsts Wünsche bewegten sich alle im Kreise seiner geistlichen Pflichten, und Anselm hatte nicht nur seine Prüfung für das Studien-Lehramt ehrenvoll bestanden, sondern sich auch noch durch eine andere Art Prüfung den Titel Doctor der Philosophie erworben.

„Wie ich gestern Abends im Wirthshause drüben von mehreren Stimmen vernahm,“ sprach Anselm, „genießest du in deinem Stande das Glück, das dir durch viele Jahre vorschwebte, das Glück, zum Wohle und Heile der Menschheit zu wirken, und darin allein deine Zufriedenheit zu finden; andererseits scheinen die Leute hier sich sehr glücklich zu schätzen, daß sie einen so sanftmüthigen, wohlwollenden, eifrigen Geistlichen haben wie dich. Ihre Reden sind voll des Lobes über dich und deine liebliche Schwester, so daß es mich stolz macht, dein Freund zu sein.“

„Ich bitte dich, mein gelehrter und lehrender Freund,“ entgegnete Ernst, „mich nicht mit so schönen Redensarten, von denen ich nichts verstehe, in Verlegenheit zu setzen, sondern gönne mir einen Augenblick, um meine Bewunderung deiner großen Erfolge in deiner Wissenschaft auszusprechen. Du schienst immer zu tändeln, wie ein Schmetterling auf allen Blumen im Garten des Wissens umher zu schwärmen; und gleichwohl hast du es in so kurzer Zeit zu

einem Staatsdienst-Bewerber für das höhere Lehramt und zum Doctor der Philosophie gebracht. Du hast dich selbst überflügelt."

„Verlieren wir darüber keine Worte mehr," erwiderte Anselm, „sondern laß mich lieber deine Meinung hören über meinen Entschluß, ein wenig in die Welt hinauszugehen und zu sehen, wie sie es da und dort treiben, wie die Natur jenseits der Grenzen unseres Vaterlandes lebt und schafft, kurz statt des Büchergeruches auch einmal die Freuden des freien, weiten Lebens zu genießen. Was sagst du dazu?"

„Ich wüßte nicht, warum ich dir von einem so vernünftigen Vorhaben abrathen sollte. Du wirst auf der Reise im Leben manchmal plötzlich klar sehen, worüber deine Bücher dich im Dunkel gelassen haben, und reichlicher Stoff wird sich dir bieten für künftige Forschungen. Reise, sage ich, reise."

„Es freut mich, deinen Beifall für mich zu haben, denn er wird mich mit Liebe durch jede Stadt, über jeden See, auf jeden Gletscher begleiten, die ich auf meiner Wanderschaft berühren werde."

„Welche Richtung gedenkst du einzuschlagen," fragte Ernst, „etwa nach deinem lieben England?"

„Nein, dieses Mal noch nicht; ein so großes Vergnügen verspare ich bis auf die Zeit, da ich wohlbestallter Professor sein werde. In England muß man gewisse Titel und Geld haben, um darin mit Nutzen zu reisen."

„Nun denn wünsche ich, daß dich der Kaiser von Rußland sogleich als Professor für Literaturgeschichte nach Moskau berufe."

„Meine Reise ist mir lieber als alle russischen Anstellungen; und um mir nicht durch Zögern am

Ende ein Hinderniß vor die Beine zu legen, werde ich mich so bald wie möglich aufmachen und den Fernen zueilen. Vorerst werde ich die Schweiz besuchen, dann vielleicht Rom und Neapel, und über Marseille, Genf und Schaffhausen zurückkehren. Ist dies nicht eine schöne Tour?"

„An deiner Stelle würde ich sie ebenfalls gewählt haben, und ich wünsche nur, Gott möge dich gesund und froh zu den Deinigen zurückführen. Lebe wohl."

„Auf Wiedersehen, mein Freund!" rief Anselm scheidend, und eilte die Straße dahin.

IX.

Ein Reisegefährte.

„Es ist doch etwas Schönes um die Eisenbahnen," sagt man heute mit vielem Rechte; „man steigt ein, setzt sich auf seinem Platze zurecht, schaut einige Male links, einige Male rechts zum Coupéfenster hinaus, und schon ist man wieder vor einer Stadt angekommen, während man noch von dem Bier riecht, das man in der letzten getrunken."

Es ist dieß alles wahr und schön, doch waren die letzten Zeiten, die der allgemeinen Herstellung von Eisenbahnen vorangingen, doch wohl den unsrigen vorzuziehen. Damals herrschte noch beinahe ein Gleichgewicht in den Zweigen des industriellen Lebens, das jetzt durch das neue Verkehrsmittel, welches Tausenden und abermals Tausenden von Gewerbtreibenden

Arbeit und Brod entzog, gestört ist und für noch längere Zeit gestört bleiben muß.

Für Reisende nun ist eine Eisenbahn freilich überall eine erwünschte Erscheinung; heute aber besonders, in der Zeit, in welcher der Wahrspruch „Zeit ist Geld" als erster Grundsatz gilt, ein wahres Bedürfniß. Es bleibt den Touristen immer noch frei gestellt, schöne Landschaften zu Fuße durchzuwandern, während unser Anselm keine weitere Wahl als zwischen dem Postwagen und einer Fußreise zu treffen fand.

Er betrat den Schweizerboden am Fuße der Hügelreihe, die sich in beträchtlicher Höhe zwischen dem Bodensee und dem Säntis hinzieht. Da der Säntis kein Zielpunkt für Touristen und in dessen Umgebungen an Naturmerkwürdigkeiten Bedeutendes nicht zu finden ist, bestieg Anselm einen bereitstehenden Postwagen, der ihn spät Abends nach W... brachte, wohin sein Billet lautete, da er es für kein Vergnügen erachtete, sich die Nacht hindurch über Stock und Stein fortreißen zu lassen.

Der Ort war, wie Anselm am folgenden Morgen sah, schön, in einem engen, kesselförmigen Thale gelegen, bot aber weder in sich selbst noch in seiner Umgebung etwas besonderes Sehenswerthes dar. Von hier aus setzte er seine Reise bis an den Züricher See zu Fuße fort. Hier aber hielten ihn die vielen Naturschönheiten und das rege, anziehende Leben in den umliegenden Orten mehrere Tage auf.

Er war in Zürich in einem der besseren Gasthäuser abgestiegen, wo anständige Gesellschaft zu treffen, und frohe Gespräche zu hören waren. Unter den Fremden, die in dem Gasthause wohnten, befand sich auch ein Deutscher, der sich Anselm immer mehr

zu nähern wußte, und ihn endlich als ehemaligen Collegen begrüßte, insofern er zu gleicher Zeit mit ihm die Universität München besucht habe.

„Ich war der Militärpflicht enthoben,“ fuhr er in seinem künstlich angesponnenen Gespräche weiter, „von Kindheit an schon hatte ich eine unbezwingliche Sehnsucht nach der Fremde, und so zog ich denn, nachdem ich der Rechtswissenschaft Lebewohl gesagt, nach der Schweiz, um unter deren gastfreundlichen Gesetzen mein Glück zu suchen.“

„Wie konnten Sie aber unsere Rechtswissenschaft auf Schweizerboden verwerthen?“

„Wenn diese meine einzige Stütze gewesen wäre, würde ich natürlicher Weise hilflos gewesen sein. Allein meine Kenntnisse waren damit noch nicht erschöpft; in Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Naturlehre u. s. w. war ich sehr bewandert, spielte dabei auch Clavier, so daß ich ohne weitere Hilfe ein kleines Institut versehen konnte, das ich später in ein größeres umwandelte, und jetzt kann ich mit Vergnügen sagen, daß eines der größten diesseits des Rheins unter meiner Leitung steht.“

„Es freut mich stets, zu hören, daß ein Landsmann in der Fremde Glück gefunden,“ sagte Anselm. „Wie ich vermuthe,“ fuhr er fort, „sind Sie ebenfalls auf Reisen; darf ich fragen, wohin Sie sich wenden?“

„Ich war bereits zwei Male auf dem Rigi, gleichwohl stehe ich im Begriffe, ihn zum dritten Male zu besuchen.“

„Dies ist auch mein nächstes Ziel. Welchen Weg schlagen Sie ein, wenn Sie es erlauben?“

„Das erste Mal war ich über Zug, das zweite

Mal über den Etzel, am Lowerzer See vorbei und durch die hohle Gasse dahin gegangen. Letztere Route gefiel mir auch weit besser."

„Es würde mich sehr freuen, in Ihrer Gesellschaft reisen zu können, denn da Sie diese Gegenden mit ihren Sehenswürdigkeiten bereits aus eigener Anschauung kennen, muß ich von Ihrer Führung den größten Gewinn ziehen, während ich Ihnen meine Dankbarkeit freilich nur in Worten entrichten kann."

„Ach davon sollte unter Landsleuten nie die Rede sein. Versuchen wir es übrigens einmal und brechen wir auf, sobald es Ihnen beliebt."

Bald ging es dahin, über den See, dann über den Etzel, und nach einigen Stunden trafen sie in dem Dorfe Steinen, wo sich die Aussicht links auf einen kleinen Fleck des Vierwaldstättersee's und die Berge von Unterwalden nid dem Wald, rechts auf den Lowerzer See und die verschütteten Orte darbot, hinter welchen der Rigi gewaltig empor stund.

In Steinen wurde Nachtruhe gehalten.

„Entschuldigen Sie, Herr Doctor," begann der Instituts-Vorstand, als in der Frühe die Zeche zu bezahlen war, in der eiligen Vorbereitung für unsere Abreise vergaß ich in Zürich mir baares Geld einzuwechseln, da ich zudem glaubte, ich habe noch ein Zwanzigfrankenstück, das ich aber, wie mir jetzt wieder beifällt, in einer Buchhandlung für eine Bestellung ausgelegt habe. Nun aber besteht der Inhalt meiner Kasse in einer österreichischen Hundertgulden-Note, die hierorts Niemand einzuwechseln vermag; dürfte ich Sie wohl ersuchen, mir diese Gefälligkeit zu erweisen?"

„Es macht mir Freude, Ihnen in etwas dienen

zu können. Wünschen Sie Gold oder Zehngulden-Noten?"

„Wenn es Ihnen beliebt, die eine Hälfte in Gold die andere in Papier."

Anselm drängte nun wieder zum Weitergehen, nachdem diese Geldwechsel-Geschichte und die Zeche berichtigt war. Noch vor Mittag langten Sie in Hardt an, wo Rast gehalten wurde. Bald nach dem Mittagsmahle klagte Anselms Reisegefährte über heftiges unerträgliches Kopfweh, und erklärte sich außer Stand, ihn auf den Rigi begleiten zu können, wo er ihn aber wohl wieder zu treffen hoffe, da ihn dieses Unwohlsein nicht lange darnieder halten könne. Als der gute Anselm sagte, er werde wenigstens bis zum folgenden Morgen warten, erklärte der Kranke, er könne nicht zugeben, daß ein so werthgeschätzter Landsmann seinetwegen vom Vergnügen zurückbleibe.

Anselm gab nach und eilte durch die hohle Gasse dem Rigi zu.

X.

Im Bade.

Anselm hatte nach ein paar Wochen viele der besuchtesten Punkte der Schweiz gesehen und schickte sich nun an, von Luzern über Flüelen und über den St. Gotthard nach Italien zu gehen. Vorerst aber wollte er sich seiner Hundertgulden-Note entledigen, womit er keinem Italiener angenehm zu werden erwarten durfte.

Er begab sich also in eines der ersten Handlungshäuser der Stadt und brachte hier seinen Schein hervor mit dem Ersuchen, man möge es nach dem Tageskurse gegen französisches oder italienisches Gold annehmen. Der Kaufmann warf zuerst einen forschenden Blick auf den Schein, den er gegen das Tageslicht hielt, dann auf Anselm, worauf er einem Commis ein paar Worte zuflüsterte und Anselm ersuchte, mit ihm in sein Comptoir zu kommen.

„Wissen Sie, daß dieser Schein ein gefälschter ist?" befragte er ihn, während er zugleich seine Mienen scharf bewachte.

„Banknoten von solchem Betrage kamen mir noch nie in die Hände, so daß ich diese auch bei der genauesten Untersuchung nicht als eine gefälschte hätte erkennen können. Uebrigens erhielt ich sie von einem wie mir schien, achtbaren Mann, einem Instituts-Vorstande, der von Zürich bis Hardt mein Reisegesellschafter war."

Er erzählte nun dem Kaufmanne, auf welche Art er in den Besitz dieses Scheines gekommen, und warum sein Reisegefährte zurückgeblieben sei. Er bot nun dem Kaufmanne die Note an, damit er darüber nach seinem Dafürhalten verfüge. Zugleich gestattete er ihm Einsicht in seinen Paß, um den furchtbaren Verdacht eines Verbrechens durch das einzige ihm zu Gebote stehende Mittel von sich, wenn möglich, abzuwenden.

„Ich glaube Ihnen auf Ihr Wort, mein werther Herr!" entgegnete der Kaufmann. „Die Wahrscheinlichkeit, daß der Verbrecher nach so langer Zeit noch einzufangen sei, ist äußerst gering, und wenn ich also die Sache zur Kenntniß des Gerichtes brächte,

würden Sie muthmaßlich unnützer Weise lange unter lästiger Aufsicht zu stehen haben, ja würde dann der entehrende Verdacht am Ende auf Sie selbst fallen müßen. Um nun Ihnen alle Unannehmlichkeiten und Ihrem alten Vater allen Schmerz zu ersparen, wollen wir dieses Machwerk im Feuer vernichten. Ihnen aber wünsche ich eine recht glückliche Reise und für die Zukunft größere Vorsicht."

Von dem biedern Sinne des Schweizers gerührt, zog Anselm mit gehobenem Herzen von dannen, obwohl er einen Verlust von mehr als hundert Gulden rhein. erlitten hatte. Eine große Lehre für das Leben hatte er sich damit erkauft, doch nicht zu theuer, wenn er stets der Weisung folgte, die sie gibt: Beobachte genau Jeden, mit dem du zusammenkommst, ehe du dich in das Geringste mit ihm einlässest.

Nun war seine italienische Reise auch abgethan. In dem nächsten Briefe an seinen Vater machte er diesem Mittheilung von dem Verluste, den er auf so unwürdige Weise erlitten und stellte eine baldige Heimkehr in Aussicht, da er zum Ersatze für die verkürzten Reisevergnügungen nur noch ein Bad besuchen werde.

Der Badeort, den sich Anselm wählte, war während einer bestimmten Zeit des Jahres der Sammelplatz einer sehr gewählten Gesellschaft, die sich hier aus beinahe allen Ländern Europas zusammen fand. Anselm hatte während seiner Studienzeit vielen Verkehr mit Personen aus den höheren Ständen gepflogen, und war darum durchaus nicht verlegen, sich unter feinen Damen und noblen Herren mit Anstand zu bewegen.

Unter den Badegästen bilden sich bald Gruppen.

Nach zwei- oder dreitägiger Beobachtung weiß man, was man von dieser oder jener Person halten darf oder will, man nähert sich und oft ist in solchen Badeorten der Keim zu dauernden Freundschafts-Verbindungen gepflegt worden.

Auch unser Anselm hatte bald den Mann gefunden, mit dem er sich am liebsten unterhielt, und der ihm wiederum nicht abgeneigt zu sein schien. Gegen junge Männer hatte er zur Stunde noch eine gewisse Abneigung, die zwar ungerechtfertigt, jedoch nicht unnatürlich war. Darum gesellte er sich meistens zu bejahrten Männern und besonders zu einem Manne von etwa fünfzig Jahren, einem Baron aus dem südlichen Deutschland, der mit einem rüstigen Körper ein heiteres Wesen verband, der seine gefällige Unterhaltung mit derben aber sinnreichen Scherzen zu würzen verstand.

Beide waren bald von den beiderseitigen Verhältnissen unterrichtet, woraus Anselm erfuhr, daß der Baron außer einer um ein paar Jahre älteren Tochter noch einen Sohn von vierzehn Jahren besaß, der vor kurzem durch den Tod seinen Hofmeister verloren hatte. Es sei der arme junge Mann, sagte der Baron, zwar etwas flatterhaft, aber von Herzen gut und reich an Kenntnissen gewesen, weßwegen er ihn um so mehr bedauere, als er bisher noch Niemand gefunden habe, der ihm entsprechen würde.

Der Baron brachte diese Angelegenheit noch öfter zur Sprache, wobei er den Wunsch durchblicken ließ, Anselm als den Erzieher seines Sohnes zu erhalten. Da aber Anselm nicht wußte, was sein Vater, ohne dessen Vorwissen er für jetzt nichts unter-

nehmen wollte, hiezu sagen würde, mochte er den Wünschen des Alten nicht entgegen kommen.

Dieser passive Widerstand befestigte den Entschluß des Barons noch mehr und er stellte endlich an Anselm feierlich die Frage, ob er sich entschließen könnte, die weitere Erziehung seines Sohnes zu übernehmen.

„Sie erweisen mir eine große Ehre, Herr Baron," erwiderte ihm Anselm, „und ich würde sicherlich kein Bedenken tragen, mich Ihnen zur Verfügung zu stellen, wenn ich der Zustimmung meines Vaters gewiß wäre."

„Sie würden mich sehr verbinden, Herr Doctor," entgegnete der Baron, der es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, Anselm und kein anderer müße Hofmeister seines Sohnes werden, „Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie sogleich an Ihren Vater schreiben und um seine Zustimmung nachsuchen würden. Haben Sie die Güte, ihm zu sagen, ich lasse ihn freundlichst grüßen, obwohl ich nicht das Vergnügen habe, ihn zu kennen, und er möge bedenken, andere Väter hätten auch liebe Söhne, die sie tüchtig herangebildet sehen möchten."

Nach einigen Tagen, die dem Baron sehr lange schienen und ihm Veranlassung gaben, über die Trägheit der Postwagen oder vielmehr der Postpferde loszuziehen, langte die gewünschte Antwort in der dem Baron erwünschten Fassung endlich an.

„Nun, Gott sei Dank! mein Wunsch ist erfüllt. Nun, wie lange wollen Sie Urlaub haben, Herr Doctor? Vier Wochen? In Gottesnamen, sie seien Ihnen gewährt, aber keine Stunde mehr."

Nach ein paar Tagen reisten beide Parteien nach verschiedenen Richtungen ab.

XI.

Anselm als Hofmeister.

Anselm wollte noch ein Mal recht nach Herzenslust die Freuden des Landlebens genießen, ehe er sich an einen jungen Menschen ketten ließ oder unter seinen Büchern begrub. Wenn er kleine Ausflüge machte, war der Vater gerne dabei, denn er ward wieder jung an der Seite seines frischen, lebensfrohen und doch so „gescheidten" Sohnes.

Endlich ging der Urlaub zu Ende. Nachdem er sich bei allen seinen werthesten Bekannten, somit auch bei Ernst beabschiedet hatte, zog er hin nach dem schönen Schwabenlande mit seinen zahlreichen Burgen und Ruinen, seinen grünen Thälern, seinen weinbedeckten Hügeln, seinen waldbekrönten Höhn, und seinem muntern, herzlichen Volksstamm mit der derben, körnigen Sprache.

In einem kleinen Städtchen im Neckarthale war es, wo Anselm den Baron aufzusuchen hatte, denn seiner Ahnen Burg bewohnte er nur während einiger Wochen des Jahres, um der Jagd zu obliegen.

Er fand den alten Baron in seinem Lehnsessel am Fenster, vor ihm ein Tischchen mit Zeitschriften und Büchern bedeckt, bedächtig lesend und daneben des feinen Dufts sich erfreuend, der aus seiner türkischen Pfeife sich in das Zimmer ergoß. In der nächsten

Zimmerecke, ebenfalls am Fenster, war der junge Baron eifrig beschäftigt, aus verschiedenen Schriftstellern Auszüge zu machen und Notizen zusammen zu tragen, um einen von seinem Vater geforderten Aufsatz über eine bedeutende Persönlichkeit aus der deutschen Geschichte möglichst gut auszuarbeiten. Zwischen beiden, gegen die Mitte des Zimmers gekehrt, arbeitete die liebliche Tochter des Barons an ihrem Nähtischchen von elegantester Form.

Bei dem Eintritte des stattlichen jungen Gelehrten erhoben sich die drei Personen, wie von Einer Feder emporgeschnellt, und gingen ihm mit der Miene der herzlichsten Freude entgegen. Der Baron stellte seinen Kindern das neue Mitglied der Familie in traulicher Weise vor, ebenso diesem seinen Sohn als Karl und seine Tochter als Emilie. Dann wurden Wein und Erfrischungen herzugetragen, die beiden Badereisenden erzählten sich, wie sie nach Hause gekommen, wie sie die Tage der Zwischenzeit zugebracht, und so entspann sich am Ende ein Gespräch über dieses und jenes, woran auch die beiden Kinder Theil nahmen. Hierauf erhielt Anselm eine Reihe von drei Zimmern auf der Vorderseite des Hauses angewiesen, die mit allen für eine Person von Stande wünschenswerthen Möbeln, Geräthschaften und Bequemlichkeiten ausgestattet waren.

Nach der Art des Empfanges und der aus allem diesem hervorleuchtenden Aufmerksamkeit für ihn zu schließen, hatte es Anselm nicht zu bereuen, daß er den mit einer gewissen Dringlichkeit oder Ungeduld gestellten Antrag angenommen hatte. Allein der Baron hatte in ihm seinen Mann erkannt, er war aber auch

ein Mann, der, wen er hochschätzen gelernt hatte, nicht genug ehren zu können glaubte.

Für den folgenden Tag hatte der Baron sich die Aufgabe gestellt, dem neuen Professor — Anselm wurde übrigens gebührender Weise als Doktor titulirt — die Erziehungsmethode auseinander zu setzen, welche er für seinen Karl entworfen hatte, und welche bisher mit Erfolg eingehalten worden war.

Der Knabe hatte bereits Latein bis zur Lektüre der schwieriger zu lesenden Dichter gelernt, er hatte sich die Kenntnisse, die man in den mittleren Klassen der Studien-Lehranstalten, sowie jene, die man von den Zöglingen der Gewerb- oder Realschulen bei ihrem Uebertritte in eine höhere Anstalt verlangt, auf eine vor Verflüchtigung sichernde Weise zum dauernden Besitzthum angeeignet. Um zugleich Emilie in regelmäßiger Uebung des Piano-Forte Spiels zu erhalten, und Karl in den Elementen einer Kunst festzustellen, die für keinen feinen Mann gänzlich fremd sein soll, hatte der Baron bestimmt, daß Emilie wöchentlich diese oder jene Anzahl von Stunden Karl im Piano-Forte Spiel zu unterweisen habe.

Nun kam die Reihe an die neueren üblichsten Sprachen, die der Baron auf eine eigenthümliche Weise gelehrt haben wollte. Karl hatte die Formenlehre der französischen Sprache und den größten Theil der Satzlehre bereits inne; hatte er nun das noch Fehlende nachgeholt, im Uebersetzen aus der einen in die andere Sprache und in beschränkten Sprechübungen eine leidliche Gewandtheit erlangt, so sollte er unter Begleitung seines Erziehers auf ein Jahr nach Frankreich verbannt werden, um dort die Sprache gründlich und mit richtigem Accent zu erlernen, und

die Sitten und Einrichtungen des Landes aus eigener Anschauung kennen zu lernen. So sollte es dann mit dem Englischen und Italienischen gehalten und erst nach der Heimkehr aus jedem Lande die Literatur des betreffenden Volkes studirt werden.

Anselm konnte nicht anders, als dieser Methode, mochte sie auch nicht ganz zu seinen Grundsätzen passen, seinen Beifall geben, da sie ja eine sehr glückliche sein konnte. Uebrigens sollte der Unterricht in den Lehrzweigen, deren Elemente Karl bereits inne hatte, in angemessener Weise fortgesetzt werden, was Anselm um so mehr erfreute, als er sich gerade in Erdkunde, Geschichte und in den Naturwissenschaften viele „Unkenntnisse" vorzuwerfen hatte, die er aber, ohne seinem Zöglinge ungerecht zu werden, durch eifriges Studium auszufüllen hoffte, ehe die Lücke zu Tage käme.

Was den sittlichen Charakter, die Gemüthsanlage der beiden jungen Leute betrifft, wußte Anselm weder an dem einen, noch an dem andern einen Tadel zu finden. Karl war fleißig, aufmerksam, bescheiden, gehorsam, gefällig; und Emilie bot das liebliche Bild eines vollkommen arglosen Mädchens dar. Anselm gefiel es, sie in ihrem Thun und Walten heimlich zu beobachten, und seine Hochachtung für sie wuchs mit jedem Tage.

Der Vorbereitungs-Unterricht im Französischen war beendigt. Mit Allem ausgestattet, was ein junger Baron und sein Erzieher für die Reise eines Jahres bedürfen, zogen die Beiden aus, hielten sich in jeder der bedeutendsten Städte Frankreichs einige Zeit auf, wobei Anselm nicht genug bewundern konnte, wie pünktlich und mit welchem Geiste Karl den Wün-

schen seines Vaters zu entsprechen wußte, und kehrten nach Verlauf eines Jahres wieder zurück.

Karl zeigte dem Vater, der Frankreich wie England genau kannte, durch Beantwortung einiger Fragen, daß er seine Zeit wohl benützt hatte, und daß sein Erzieher alles Lob verdiene.

Zwei Jahre später kehrten Beide mit demselben Erfolge aus England zurück, und der geistvolle Vater hatte alle Gründe, sich über einem Sohne zu freuen, der sich seiner in solchem Grade würdig zeigte.

Der Baron aber war in der Zwischenzeit von einem Brustübel befallen worden, das ihn nicht mehr verließ, sondern ihm von Tag zu Tag lästiger fiel. Bald warf es ihn für die Dauer auf das Krankenbett, und es war ein rührender Anblick, die zärtlichen Kinder, auf jede mögliche Linderung der Leiden ihres geliebten Vaters sinnend, um sein Lager walten zu sehen.

Allein alle Bemühungen der kindlichen Liebe, alle Anstrengungen der Heilkunde waren vergeblich; die Fortschritte der Krankheit ließen Alles, was man dagegen thun wollte, hinter sich zurück.

Als der Kranke sein Ende nahe sah, ließ er seinen Sohn allein an sein Lager kommen. „Mein lieber Karl," sprach er zu ihm, „bald werde ich die Vergänglichkeit dieses Erdenlebens mit dem ewigen Jenseits vertauschen. Ich sterbe mit der Ueberzeugung, die mir allein von Allem, was ich hienieden gesehen und genossen und besessen habe, zum Troste gereicht, — ich sterbe mit der frohen Ueberzeugung, daß ich während meines Lebens nach meinem Wissen das Rechte gethan, Niemand beleidigt oder beschädigt, und Gott jeder Zeit vor Augen gehabt habe. Mein Sohn, ver-

giß keinen Augenblick, daß du sterben mußt, und du wirst den Tod, wenn er naht, nicht fürchten."

„Was das Zeitliche betrifft, halte den Namen deines Vaters in Ehren, sei der Schutz und der Wächter deiner Schwester, und ehre deinen Lehrer bis zum Grabe, denn er wäre werth, dein zweiter Vater zu sein. Lebe wie du sterben willst, und gedenke zuweilen des Vaters."

Sprachlos vor Thränen, vermochte Karl auf die Ermahnungen seines Vaters keine Antwort zu geben; doch dieser befahl ihm, jetzt das Zimmer zu verlassen, da er zu ruhen wünsche. Er erwachte nicht mehr bis am folgenden Morgen, da er sich sehr frisch fühlte und zu jedem der versammelten Familienglieder einige Worte sprach. Anselm dankte er für seine redlichen und erfolgreichen Bemühungen für die Ausbildung seines Sohnes, und prophezeite ihm ein glückliches Leben. Auch seine Emilie blieb nicht vergessen. „Mein liebes Kind," sagte er zu ihr, „du bist noch jung und zart, du hättest noch länger väterlichen Rathes und Schutzes bedürft; doch Gott will es so. Klammere dich an deinen Bruder an, sein Sinn ist edel; und ist sein Rath auch nicht weise, ist er doch gutgemeint, und nicht mehr lange, so wird sein Mund und sein Arm im Stande sein, dein Recht und deine Ehre überall zu vertheidigen. Willst du je einmal einen Lebensgefährten, sieh nicht auf Schönheit, Reichthum oder Adel; wer dir ein frommes, aufrichtiges Herz und eine Quelle des Unterhaltes bietet, von der ihr in Zufriedenheit leben könnt, der ist deiner werth. Denke an die Ewigkeit, und zuweilen an deinen Vater."

Im Nachmittag war der Baron zu seinen Ahnen gegangen. Der Schmerz der Kinder war untröstlich,

auch Anselm fühlte sich in tiefer Seele getroffen, denn er hatte den Alten als einen Mann kennen gelernt, der tadellos in seinen Sitten, fest in seinen Grundsätzen, gefällig im gesellschaftlichen Kreise, Niemandem je etwas zu Leide gethan hatte. Anselm suchte die Aeußerungen des Schmerzes der beiden jungen Leute auf ein gewisses Maß zurückzuführen; allein lange wollte es ihm nicht gelingen. Sie hatten in ihrem Leben noch nicht empfunden, was Sorge, was Leid sei; die Sorge für sie war dem Vater obgelegen, und Leid kennt die Jugend nicht, denn ihre Pfade sind mit Rosen bestreut. Erst einige Tage nach der Beerdigung des theuren Leichnams vermochte er sie sich Speise und Erholung zu gönnen, und wieder einmal auf etwas anderes zu hören, als die traurigen Eingebungen ihres Grames.

Als er die beiden jungen Leute im Stande glaubte, ihre Lage sich nach ihrem Gutdünken zu gestalten und ihre Angelegenheiten selbst zu führen, eröffnete er ihnen seinen Entschluß, von ihnen zu scheiden. Welche Einwendungen auch dagegen erhoben, ja welche holdklingenden Bitten auch an ihn gerichtet wurden, seiner Meinung, daß er jetzt überflüssig sei, gewiß, ließ er sich durch nichts mehr zurückhalten. Wohl trennte er sich mit Schmerz von dem nunmehrigen Jünglinge, der seinen Bemühungen so viele Ehre gemacht; wohl dachte er in den folgenden Tagen und in den nächsten Jahren noch oft mit heimlicher Seligkeit an die sittsame Jungfrau zurück — doch wir haben hienieden keine bleibende Stätte.

XII.

Wieder ein Baron.

In seine Heimath zurückgekehrt, suchte sich Anselm zuerst des bedrückten Wesens zu entledigen, das nach dem Ableben des Barons über ihn gekommen war. Und der Gedanke, daß er noch so glücklich sei, seinen Vater noch zu besitzen, vermochte es auch, bald alle trüben Bilder aus seinem Sinne zu verscheuchen.

Der Baron hatte mit Anselm oft von einem englischen Baron, einem Lord, gesprochen, den er ebenfalls im Bade kennen gelernt hatte, und der Vater von einer Tochter und zwei Söhnen sei. Er hatte aber, da er während der Abwesenheit Anselms in Frankreich und dann in England, den Lord zwei Male gesehen, mit ihm über die Erziehung seines Sohnes gesprochen, und Ludwigs Geist und Sitten und Verdienste zum Himmel erhoben. Diese Lobeserhebungen tönten dem Lord seiner Zeit wieder an die Ohren, denn sein zweiter Sohn war in dem Alter, da er eines Mannes von Kenntnissen und Charakter als Führers bedurfte.

Es kam daher von Seiten Karls, einige Monate nachdem Anselm seinen Zögling verlassen, ein an den Baron gerichtetes und deßhalb von Karl erbrochenes Schreiben des Lords, worin er ihn ersuchte, den Doktor A. N. N. zu bewegen, er wolle, sobald Karls Erziehung vollendet sei, nach England kommen, um die Erziehung seines jüngeren Sohnes zu übernehmen; das Honorar zu bestimmen, gebe er Anselm frei.

Anselm war zwar nicht hocherfreut über diese

Einladung; denn er wußte, daß sie seinem Vater nicht erwünscht sein werde; gleichwohl träumte er sich schon mitten in dem Lande, dem seine Sehnsucht schon lange zugewendet war. Der Vater gab zwar auch dieses Mal seine Einwilligung, allein nur mit Widerstreben; er hätte seinen Sohn lieber als Universitäts-Professor gewußt, denn als Erzieher. „Wenn du," sagte er im Scherze zu seinem Sohne, „wenn du die Söhne aller Barone der christlichen Welt erziehen willst, um erst dann eine Professorstelle anzutreten, dann will ich dafür sorgen, daß meine Enkel und Urenkel u. s. w. dieselbe in der Zwischenzeit versehen."

Im Herbst 1849 begab sich Anselm nach England, um auch hier wieder einem jungen Baron Weisheit und Sittigkeit einzuimpfen. Hier aber ward ihm der Empfang nicht, der ihm einst im Hause des schwäbischen Barons zu Theil geworden, und wie man es dort, dem Empfange entsprechend, die ganze Zeit über mit ihm gehalten hatte, so durfte er auch hier nach der Art des Empfanges die Stellung bemessen, die er fortan einzunehmen hatte.

Der Empfang aber war ein lästiger, kalter. Wie man auf manchen Aemtern von einer Kanzlei in die andere gewiesen wird, bis man endlich doch Erbarmen findet, so wurde Anselm hier von einem Bediensteten des Hauses an einen andern überantwortet, da man in ihm sogleich den Fremden, den „Deutschen" erkannte, und keiner die Verantwortlichkeit auf sich laden wollte, ihn gerade zum Herrn zu führen, wogegen es auch keiner wagte, ihn zurückzuweisen, da seine Haltung wie der Ausdruck seines Auges und seiner Züge dem Bilde nicht entsprach, das ihr übeldenkender Sinn von einem Deutschen zu entwerfen pflegte.

Endlich glückte es ihm, den unternehmenden Mann zu finden, der ihn sogleich vor den edlen Lord führte.

Derselbe stund, in eine lange zugeknöpfte Jacke gekleidet, und eine gewaltige Mütze auf dem Kopfe, am Fenster, bald durch dasselbe auf die Straße, bald auf ein Zeitungsblatt blickend, das unter anderm neben ihm auf einem Tische lag. Als der Bedienstete eintrat und Herrn Doctor * meldete, rief er „gut" und nahm wieder seine vorige Stellung ein. Bei Anselms Eintreten wendete er sich langsam um, betrachtete diesen einige Augenblicke mit aller Ruhe, ging ihm dann zwei Schritte entgegen, und hieß ihn willkommen.

„Herr Baron *, der jetzt gestorben sein soll, hat mir gesagt, daß Sie im Stande seien, die Erziehung eines jungen Mannes zu übernehmen, der zwar vermöge seiner Geburt dem Stande der Gemeinen angehört, der aber gleichwohl der Sohn eines Reichsbarons ist. Sie werden also diesen Wilhelm in Allem unterrichten, was ihm als solchem zu wissen geziemt; was seine Ausbildung hinsichtlich seines künftigen Auftretens in der Gesellschaft betrifft, ist diese meiner Schwester übertragen. Sehen Sie, hier kommt mein Sohn Wilhelm, er ist eilf Jahre alt. Wilhelm, sieh hier deinen Lehrer, Herrn Doctor *. Ich hoffe, Herr Doctor, von meinem Sohne Gutes zu hören."

Eine so frostige Rede bei einer solchen Gelegenheit hatte Anselm auch von einem englischen Baron nicht erwartet. Er besaß jedoch Takt genug, um mit Anstand sich in seine neue Lage zu fügen. Er fand sie um so erträglicher, als ihm viele Zeit zur eigenen Verfügung blieb; er hatte mehrere Stunden im Vormittag und von zwei Uhr an den ganzen Nachmittag und Abend frei.

In Erwägung dessen hatte er bereits beschlossen, einen Theil seiner Bücher und Schriften sich aus seiner Heimat zusenden zu lassen, als er, ihm blieb unbekannt auf wessen Anregung, von Seiten der Redaktion eines großen politischen Zeitungsblattes in Deutschland das Ansuchen zugestellt erhielt, er möchte die Güte haben, die Geschäfte eines Correspondenten für England zu übernehmen. Anselm sagte zu, und er erfüllte seine Aufgabe mit Treue und Geschicklichkeit.

Hierin kam ihm ein Deutscher sehr zu Statten, auf den er eines Tages bald nach seiner Ankunft im deutschen Theater Londons gestoßen war. Derselbe befand sich in gedrückten Verhältnissen, und schöpfte seinen Unterhalt jedenfalls aus verschiedenen Quellen; er war aber in London gut bekannt, erhielt durch seine Schicksalsbrüder, die überall sind und nirgends wohnen, Nachricht von Allem, was in London Erhebliches vorging, ja selbst von dem, was vorgehen sollte. Diesen nahm nun Anselm förmlich in Sold und er versprach ihn um so besser zu bezahlen, je bessere Dienste er leiste, was den Eifer des armen Klink in Beibringung von wahren und falschen Nachrichten und Neuigkeiten nicht wenig erhöhte.

In dieser Weise vergingen sechs Jahre. Sonderbarer Weise dachte Anselm während der ganzen Zeit nicht daran, nach Deutschland zurückzukehren, und sich um eine Stelle zu bewerben, die ihm, wenn sie ihm auch nicht so viel Einkommen brächte, doch Selbstständigkeit und Ansehen verliehen haben würde. Andererseits schöpfte der Lord aus den Fortschritten seines Sohnes eine solche Freude, daß er nicht zu dem Entschlusse gelangen konnte, seinen Studien durch Entlassung seines Hofmeisters ein Ziel zu setzen. So

schien hier nach dem Ausdrucke der Welt das „Schicksal", nach unserer christlichen Anschauung die Fürsehung, zu walten!

Während aber der Baron sich über seinem Sohne freute, und Anselm hier eifrigst bemüht war, sich in seinem Zöglinge ein lobendes Ehrendenkmal zu setzen, dort nicht säumte, die von Klink gesammelten politischen Neuigkeiten und Gerüchte zu lichten, dem würdigsten eine schöne Fassung zu geben und sogleich abzusenden, wurde wider ihn eine Verschwörung angezettelt, die nichts Geringeres im Auge hatte, als Anselms Entfernung aus dem Hause des Lords. Eine Verschwörung konnte man das Manöver eigentlich nicht nennen, denn der Anschlag ging nur von einer Person aus, die in Klink, Anselms Landsmanne und besoldeten Zuträger, ein dienstfertiges Werkzeug gefunden hatte.

Wie bereits ein Mal bemerkt wurde, hatte der edle Lord außer zwei Söhnen auch eine Tochter, die Anselm aber kaum kannte, da er vermöge der eigenthümlichen Façon des englischen Familienlebens und vermöge des Verhältnisses, daß Niemand, wer in einem noblen Hause irgend eine Stelle gegen Bezahlung inne hat, mit einem Mitgliede der Familie auf gleichen Fuß sich stellen darf, selten mit ihr zusammentraf. Allein eine andere Person schien davon das Gegentheil zu denken. Ein schottischer Edelmann mit einem hohen Stammbaum, vielem Stolze und geringem Vermögen, hatte es sich beikommen lassen, die Tochter des Lords, in dessen Hause Anselm Unterricht ertheilte, als das Ziel seiner angelegentlichsten Wünsche zu erwählen. Er hatte bereits verschiedene Wege, zu ihrem Herzen zu gelangen, ohne jeden Erfolg versucht,

ja er war noch nicht einmal so weit gekommen, ihr mitzutheilen, wie sehr er um ihr künftiges Wohl besorgt sei. Dieses Mißlingen aller seiner so oft wiederholten Bemühungen führte ihn auf den wichtigen Gedanken, daß seinem Plane Hindernisse im Wege liegen müssen. Wer anders aber konnte solche Hindernisse gelegt haben, als ein anderer vielleicht glücklicherer Liebhaber?

„Wer aber," dachte er in seinem empörten Sinn, „wer anders kann dieser sein, als der v— Deutsche, der das unverdiente Glück genießt, täglich in das Haus zu kommen, in dem meine Göttin thront, der sie vielleicht täglich mit seinen abgeschmackten Redensarten umflattert, und der vielleicht schon ein Bischen ihrer Gunst gewonnen hat? Gut. Schlagen will ich mich nicht mit ihm, da er kein Edelmann ist. Pfui! mich mit einem solchen hergelaufenen Menschen schlagen. Also muß ich ihn mit List verdrängen. Halt! ich kenne seinen Laufburschen, vielleicht ist der zu bestechen. O ja, für ein Paar Schillinge liefert hier jeder Deutsche seinen Landsmann an den Galgen. Also, den Laufburschen muß ich haben!"

Was Klink unter andern Umständen für ein Paar Schillinge gethan, ist nicht wohl zu bestimmen; unter den gegebenen Verhältnissen aber, unter denen er von Anselm wöchentlich so und so viel erhielt, mußte der Preis, um den er zu dessen Entfernung mitwirken sollte, bedeutend höher gestellt werden. Mac Narvon aber, dessen Börse nie sehr schwer war, war nicht in der Lage, einen hohen Preis zu bieten, wohl aber war er sehr gewandt in glänzenden Versprechungen. Während er Klink einige Silberstücke in die Hand drückte, zeigte er ihm ein Paar Goldstücke,

die ihm gehören sollten, sobald er den ersten sicheren Beweis darüber beibrächte, daß Anselm anfange, bei dem Lord in Ungnade zu fallen. Klink hätte die Füchslein zwar lieber in seiner Tasche, als auf der Hand seines Gönners gesehen, allein er hielt es für ein Leichtes, sich bald in deren Besitz zu setzen.

Eines Morgens erhielt der Baron einen Brief mit der seltsamen Unterschrift: Ein Feind Aller, die im Dunkeln schleichen. Es wurde ihm darin, selbstverständlich in der wohlmeinendsten und uneigennützigsten Absicht, mitgetheilt, man habe auf sicherem Wege erfahren, daß Doktor *, der Hofmeister des zweiten Sohnes Seiner Herrlichkeit, sich zwar sehr vorstchtig, aber mit desto größerem Eifer um die Gunst der tugendreichen Tochter Seiner Herrlichkeit bemühe. Man habe sich gewundert, wie solche Schliche ihm so lange unbekannt geblieben sein konnten, und erachte es deßhalb als eine Pflicht, Seine Herrlichkeit auf einen so schnöden Mißbrauch gewährten Vertrauens aufmerksam zu machen.

„Bah! Purer Neid! Wie kann der Mann, auf den mein seliger Baron in Schwaben so großes Vertrauen legte, sich eine solche Unwürdigkeit zu Schulden kommen lassen? Unmöglich!"

Dieser Hieb hatte also nicht einmal gestreift.

Während Klink nach wie vor Anselms Aufträge verrichtete, und von ihm seinen Unterhalt bezog, hatte er sich mit einem jungen Manne aus der Dienerschaft des Lords ins Einvernehmen gesetzt, so daß er von diesem über alles, was im Hause vorging, benachrichtigt wurde. Dieser konnte ihm aber weder am ersten noch am zehnten Tage nach Klinks Manöver mit dem Warnungsschreiben sagen, daß rücksichtlich des Hof-

meisters nur ein tadelndes Wort gefallen, geschweige denn ein Austritt erfolgt sei.

Diese Entdeckung war Meister Klink nichts weniger als angenehm und er mußte nun auf ein geistreicheres Mittel sinnen, um seinen Landsmann aus dem Sattel zu heben. Unter der Dienerschaft des Hauses zwei Subjekte zu finden, die ihm als Zeugen gegen Anselm gedient haben würden, durfte er nicht hoffen, um so weniger als sein neuer, oder vielmehr zweiter Brodherr, wie ihm nicht entgangen war, reicher an Liebeshoffnungen als an Goldstücken war. Es mußte also ein feiner Plan geschmiedet werden.

Des Lords Tochter, Helene, stund im Alter von zweiundzwanzig Jahren, und im Aeußern zeigte sie die meisten jener Eigenschaften, die man in England von einer Schönheit verlangt. Ihr Gesicht war also, überdies, daß ihre großen Augen, in die sie sich ängstlich hütete einen Ausdruck zu legen, sich nur mit dem Stundenschlage zu bewegen schienen, äußerst blaß und in ihrem ganzen Wesen lag jene Todesruhe, worin ein junger Deutscher wie Anselm, der vor Allem den Ausdruck einer Seele sehen wollte, gewiß keinen anziehenden Zauber fand. Er hatte diese wandernde Statue stets eher gemieden als gesucht.

Eines Tages in der Frühe hatte Helenens Kammerzofe im Familienzimmer, wo die Damen zusammen zu arbeiten pflegten, zu thun, und die Neugierige ging auch an Helenens Arbeitstischchen, um zu sehen, was sie am vorigen Tage gefertiget habe. Indem sie an diesem und jenem zog und zupfte, enthüllte sich ein zartes Briefchen mit der Adresse: An meine Sonne. Im ersten Augenblicke mußte sie lachen über die lächerliche Aufschrift, im zweiten kam

ihr die Adresse etwas ungenau vor, denn an wen war der Brief denn nun gerichtet? Konnte nicht sie selbst die Sonne sein, oder war sie etwa nicht im Stande, ein Herz zu entzünden? Sie war nahe daran, in Folge ihrer Bejahung dieser Frage das geheimnißvolle Briefchen zu erbrechen, als des Lords Schwester, das Ueberall des Hauses, in das Zimmer trat, und das Mädchen mit einem Briefe beschäftigt fand. Es zu verbergen war nicht mehr möglich, und so konnte die Zofe nichts besseres thun, als eine Reihe von Fragen mit „Nein" und „Ich weiß es nicht" beantworten und den Fund der Dame überlassen.

„Es scheint hier in diesem Hause eine Liebesgeschichte vorzugehen. Entsetzlich! Ich muß meinem Bruder hievon Mittheilung machen, damit die Nichtswürdigen bestraft und ausgetrieben werden, die sich so gegen die mackellose Ehre des Hauses versündigen!"

Sie eilte auch von der Stelle hinweg zu ihrem Bruder und zeigte ihm den Brief. Dieser erbrach ihn gemächlich, und begann mit gleichgiltiger Miene zu lesen: als er aber an eine Stelle kam, wo es hieß: „Lassen Sie Sich erweichen, Holdeste, fliehen Sie mit mir hinüber nach Deutschland, wo die Herzen mächtiger schlagen als hier unter diesen kalten Menschen; ziehn Sie mit mir und statt des leeren Prunkes, der Sie hier umgibt, will ich Ihnen die süßen Annehmlichkeiten einer glänzenden, öffentlichen Stellung bieten," da schwollen die Adern auf seiner Stirne gewaltig an, und in einem zugleich Zorn und Schmerz bekundenden Tone rief er aus: „Ach Gott! Meine Tochter! O dieser v— Doctor!"

„Meine Tochter," rief er nach einer längeren Pause, „ich will meine Tochter sehen."

Helene erschien, begierig zu hören, was ihr Vater in solcher Frühe des Tages wohl mit ihr zu reden haben werde. Auf die Frage desselben, ob sie diese Schrift kenne, während er ihr den fraglichen Brief unter die Augen hielt, antwortete sie unbefangen: „O ja, Vater, ich habe sie oft, nur vielleicht ein Bischen verändert in Wilhelms Heften gesehen."

„Von wessen Hand ist sie denn?" forschte der Alte weiter.

„Ich schließe, es sei die Hand von Wilhelms Hofmeister, da ja doch sonst Niemand seine Arbeiten zu corrigiren hat."

„Hast du keine andere Gelegenheit gehabt, seine Hand kennen zu lernen?"

„Nein, lieber Vater," erwiderte die Jungfrau gerade hin, indem sie die Bedeutung dieser Fragen noch immer nicht begriff.

„Es ist gut, du kannst gehen, Helene," sagte er zu dieser in mildem Tone: „Und du Lucie," sagte er zu seiner Schwester, „wirst Sorge tragen, daß der Doctor * sogleich bei seiner Ankunft im Hause sich zu mir begebe."

Als Anselm erschien, wurde ihm sogleich mit bedeutsam kalter Miene eröffnet, daß Seine Herrlichkeit ihn zu sprechen wünsche. Er verfügte sich also in dessen Zimmer, erstaunte aber nicht wenig über die geringschätzende Miene, womit ihn der Lord empfing.

„Mein Herr! Sie haben Sich erkühnt, an die Tochter des Mannes, dessen Sohn Sie zu unterrichten hatten, der auf Sie sein Vertrauen gesetzt, ein schimpfliches Schreiben zu richten. Ich halte es für unangemessen von Ihnen eine andere Genugthuung zu verlangen als die, daß Sie mein Haus für immer

meiden. Lassen Sie Sich Ihr Guthaben von meinem Verwalter ausbezahlen."

„Eure Herrlichkeit werden die Güte haben, mir noch ein letztes Wort zu gestatten?"

„Reden Sie."

„Welche Täuschung Sie veranlaßt hat, in dieser Weise gegen mich zu verfahren, weiß ich nicht, da Sie mich nur verurtheilen, ohne Ihre Gründe für eine Klage gegen mich darzulegen. Damit haben Sie mir auch das Recht, mich zu vertheidigen entrissen. Ich werde mich aber dennoch vertheidigen, das heißt ich werde Ihr Haus verlassen, sobald Sie die Beschuldigung zurücknehmen, als habe ich an Ihre ehrenwerthe Tochter ein schimpfliches Schreiben gerichtet."

„Wollen Sie vielleicht Ihre eigene Handschrift verläugnen?"

„Mylord —"

„Sehen Sie diesen Brief."

Anselm nahm das fragliche Schriftstück zur Hand und besichtigte es eine Weile.

„Da hat irgend ein Schurke den Versuch gemacht, meine Schriftzüge nachzumachen, und es ist ihm einigermaßen gelungen. Wenn Sie Sich aber bemühen wollen, Mylord, meine Schriften mit dieser zu vergleichen, werden Sie klar ersehen, daß hier eine andere Hand als die meinige die Feder geführt hat."

„Meine Tochter selbst hat in diesem Briefe dieselbe Hand erkannt, von der die Correkturen in Wilhelms Heften herrühren."

„Dies ist für mich ein Beweggrund mehr, die Sache nicht auf sich beruhen zu lassen. Ich verlange eine Frist von vierundzwanzig Stunden zur Beibringung der Beweise meiner Unschuld."

„Sie ist Ihnen gewährt. Ich bin begierig, diese Beweise zu sehen."

Anselm ging nach Hause und begab sich an seine Arbeiten. Als Klink wie gewöhnlich erschien, um seine Eroberungen auf dem Gebiete der neuesten Neuigkeiten auszukramen, ließ er ihn ganz ruhig gewähren, bis er zu Ende war. Dann schloß er die Thüre und nahm seinen Platz wieder ein.

„Sagen Sie mir einmal, mein edler Meister Klink, wie viel hat Ihnen der Brief eingetragen, den ich heute bei Lord* zu lesen das Vergnügen hatte. Ich muß gestehen, er ist nicht übel abgefaßt, und ich würde vielleicht noch mehr bezahlen, als Sie erhalten haben, wenn Sie mir einen ähnlichen besorgen würden. Was denken Sie von zehn Pfund? oder reden wir deutsch, so ein hundert Gulden und darüber wären zu einem solchen Spaß doch nicht übel?"

„Mein werthester Herr, ich habe nicht die Ehre der Verfasser irgend eines Briefes zu sein, den Sie in dieser Zeit gelesen haben könnten."

„Seien Sie vernünftig, mein Getreuer, und weisen Sie nicht einen Gewinn von sich, nach dem Sie sich wohl noch oft sehnen würden. Daß Sie den Brief geschrieben haben, ist nun einmal ausgemacht; und wenn Sie aufhören, hartnäckig zu läugnen, werden Sie vor meinen Augen in so fern in vortheilhafterem Lichte erscheinen, als Sie damit bekunden, daß Sie nicht nur schlechte Streiche zu vollführen, sondern auch nach Möglichkeit auszubeuten wissen. Was sagen Sie dazu?"

„Aber, mein bester Herr —"

„Kein aber! Sehen Sie, hier haben Sie fünf Goldstücke, und nun gehen Sie mit mir zum Lord,

und schreiben daselbst mit meinen Schriftzügen, was ich Ihnen vorsage. Wann wir zurückkommen, erhalten Sie die andern fünf. Sind Sie damit zufrieden?"

„Ich habe diese Güte wahrlich nicht verdient," entgegnete der Bursche, gerührt von dem Edelmuthe des Mannes, den er so schändlich verrathen hatte.

„Darin haben Sie Recht, allein ich weiß, warum ich so handle. Gehen wir jetzt."

Der Lord war erstaunt, Anselm so bald wieder kommen zu sehen, und gespannt, welche Beweise er für sich beibringen werde.

„Mylord," redete ihn dieser an, „ich bin im Stande, Ihnen hier den Mann vorzustellen, der die Geschicklichkeit besitzt, zum vermeintlichen Vortheile eines Dritten meine Schriftzüge nachzumachen. Wenn Eure Herrlichkeit es erlauben, wird er Ihnen auch erzählen, wie er dazu kam, fraglichen Brief zu fertigen."

„Es wird mich freuen, diese Geschichte aufgeklärt zu sehen."

Klink erzählte nun, wie er auf Antrieb des Schotten den Brief geschrieben und ihn durch einen Diener des Lords so habe besorgen lassen, daß er zwar des Zweckes wegen wohl an Fräulein Helene's Platze, aber wahrscheinlich von Jemand anders aufgefunden werden mußte.

Hierauf forderte Anselm Klink auf, mit seinen Schriftzügen, wie er bei Fertigung des Briefes gethan, niederzuschreiben, was er ihm vorsagen würde, nämlich:

„Daß die Angaben, die ich in Gegenwart Seiner Herrlichkeit, des Lord * und der sehr ehrenwerthen Frau, seiner Schwester mündlich gemacht habe,

wahr sind, und ich jederzeit bereit bin, sie mit einem Eide zu erhärten, bekräftige ich mit meiner Unterschrift.

„K. Klink."

Seine Namensunterschrift hatte Klink mit seinen eigenen Schriftzügen auszuführen. Hierauf wurde ihm erlaubt, abzutreten.

Nun stand Anselm wieder rein und gerechtfertigt da, und der Lord beeilte sich, seine Uebereilung zu entschuldigen, und ihn zum Bleiben anzuhalten, allein Anselm war fest entschlossen, ein Haus zu verlassen, in dem er auf so unwürdige Weise beleidigt worden war. „Nein Mylord," war seine Antwort, „es ist mir nimmer möglich, zu bleiben. Wo das gegenseitige Vertrauen einmal erschüttert ist, wird es nicht so leicht wieder befestigt. Ich habe nicht Grund genug, Vertrauen zur ferneren Beständigkeit der guten Meinung zu hegen, die Sie jetzt wieder über mich gefaßt zu haben scheinen, eben so wenig, als ich Gelegenheit hatte, bei Ihnen Gerechtigkeitssinn, oder ein rücksichtsvolles Verfahren in dieser Sache wahrzunehmen. Ich glaube mich befähigt, eine Stellung zu erhalten, in der mein Charakter nicht jeden Augenblick durch jeden Fetzen Papier in Frage gestellt werden kann. In Erwägung dessen habe ich die Ehre, mich Euerer Herrlichkeit ergebenst zu empfehlen."

In Verlegenheit gesetzt, entgegnete der edle Lord noch einige unzusammenhängende Worte, um unsern Doctor darauf sogleich verschwinden zu sehen.

XIII.

Anselm Legionär.

Anselm hatte vor der Abfertigung dieser Angelegenheit die Wahl zwischen zwei Verfahrungsarten gehabt: entweder mußte er die Kränkung seiner Ehre und die ohne viele Façon gebotene Entlassung hinnehmen, ohne dafür einen Ersatz zu bekommen, denn eine Bestrafung Klinks stand nicht in seiner Macht, und eine unerlaubte Züchtigung wäre nicht nur ungeziemend, sie wäre auch sehr wenig rathsam gewesen; oder er mußte Klinks Schurkenstreich, dem er seine Behandlung von Seiten des Barons zu verdanken hatte, noch obendrein bezahlen, um sich vor den Augen des Lords rein waschen und ihm über sein ungeeignetes und rücksichtsloses Benehmen ein Licht aufstecken zu können. Er wählte mit Recht das Letztere und die Ausgabe der zehn Goldstücke hat er niemals bereut.

Mit dem Honorar, das er für seine Correspondenzartikel bezog, war zwar sein Unterhalt in London zu bestreiten; allein dieses Geschäft war nicht im Stande, seinen Arbeitstrieb oder seinen Thatendurst zu befriedigen.

Obiger Vorfall, der in Anselm die Lust, wieder etwa als Hofmeister sich verwenden zu lassen, für immer erstickte, hatte sich bereits in der Zeit ereignet, da die Engländer, deren Truppen in der Krim theils durch das Schwert, theils durch Krankheiten, theils wegen mangelhafter Verpflegung entsetzlich gelichtet

waren, den Entschluß gefaßt hatten, aus Fremden, die sie durch Anbietung eines leidlichen Handgeldes herbeilocken würden, ein namhaftes Corps zu bilden. Ein ehemaliger deutscher Offizier übernahm es, unglückliche Spieler, Verschwender, Müssiggänger, Deserteurs, der Gefängnißkost überdrüssige Leute aus ganz Europa zusammen zu trommeln, wozu denn auch freilich noch viele Andere sich gesellten, die in der Hoffnung auf Erlangung eines Offizierspatents oder aus bloßer Lust zu kriegerischen Thaten und Abenteuern sich einreihen ließen.

Als Anselm den Entschluß faßte, mit dieser Legion nach der Krim zu ziehen, gehörte er keiner der genannten Klassen an. Er faßte ihn in der Absicht, Alles, was auf diesem Zuge Bemerkenswerthes zu seiner Kenntniß käme, beträfe es nun Politik, Strategie, Leben und Treiben im Ganzen, Sitten und Charaktere im Einzelnen, in gefällige Schilderungen zusammen zu fassen, und diese dann unter irgend einem Namen auf den literarischen Markt zu bringen. Die Sorge um seine Beförderung zum Corporal oder zum General stellte er dem Schicksal anheim, da er seinen Hauptzweck in jeder Charge verfolgen konnte.

Es war im August des Jahres 1855, als Anselm, der Doctor der Philosophie, sich in die schwarzen Hosen und die rothe Jacke des englischen Infanterie Soldaten stecken ließ. Es war dieser Augenblick von großer Bedeutung, denn in diesem entsagte er seiner persönlichen Freiheit, und — erklärte sich für den gehorsamen Diener der Launen des Kriegsgottes.

Die Legion sollte die Stärke von zwei Brigaden zu vier Regimentern erhalten, von denen jedes zehn

Compagnieen zu einhundert fünf Mann zählte. Einzelne Regimenter der ersten Brigade waren zur genannten Zeit bereits vollzählig, während andere noch in der Formation begriffen waren. Sämmtliche aber waren in einem Lager auf der sogenannten Julius Cäsar Höhe vereinigt, die von Dover drei Stunden entfernt ist. Das Depot aber befand sich in Schorncliff.

Der Dienst war leicht, die Waffenübungen nahmen vom Tage höchstens drei oder vier Stunden in Anspruch, die Leute hatten ihr Handgeld in der Tasche, Bier und Käse und Tabak und Eier und Pudding wurde in Fülle in das Lager geschleppt, und so herrschte ein lustiges, tolles Leben.

Anselm hielt es zwar mit Recht für geeigneter, sich diesem Treiben so viel wie möglich fern zu halten und die Rolle eines Beobachters zu spielen; doch war ihm die Heiterkeit und der frische Lebensmuth, das gute Einverständniß der verschiedensten Nationalitäten eine freudige Erscheinung. Er glaubte jedoch, sich seiner Würde nicht zu entäußern, wenn er mit einem Fabrikarbeiter aus Belgien oder vielleicht dem Verwandten eines italienischen Banditen Gesundheit trank, um sie über die Verhältnisse in ihrem Vaterlande, um ihre Reiseabenteuer zu befragen.

Er fand aber auch viele Studierende von verschiedenen Universitäten, mit denen er auf gleichem Fuße verkehren konnte. Upsala, Königsberg, Berlin, Würzburg, Freiburg im Breisgau, Tübingen, München waren vertreten, und wenn man auch aus ihrer Art zu leben und zu wirthschaften nicht schließen konnte, als hätten sie in ihrer Heimath bedeutende Ersparnisse zurückgelassen, so waren sie doch größtentheils Leute von Geist und edler Thaten fähig.

Anselm hatte wenige Tage nach seinem Eintritte in die britisch-deutsche Legion an Ernst geschrieben, ihm die diesem Schritte vorausgegangenen Ereignisse und unterliegenden Beweggründe auseinander gesetzt, und das Leben und Treiben geschildert, in dem er sich jetzt bewegte. Ein paar Wochen darauf erhielt er von ihm folgende Antwort:

„Mein lieber Doctor und königlich großbritannischer Gemeiner!

„Es war für mich keine kleine Ueberraschung zu vernehmen, daß mein edler und gelehrter Freund, der jetzt doch als Professor an irgend einer Universität wirken und glänzen könnte, den sonderbaren Entschluß gefaßt habe, sich um etliche Groschen für eine zweideutige Sache todtschlagen zu lassen. Denn daß man euch am gehörigen Orte nicht schonen wird, darauf könnt ihr rechnen. Daran zweifle ich freilich nicht, daß Dir die huldvolle Victoria ein Offiziers-Patent verleihen werde, wenn Dir je der Athem nicht zu frühe entflieht. Hoffentlich sehe ich zu schwarz, denn es wäre meine größte Freude, Dich wieder in meine Arme schließen zu können.

„Ich habe Deine Schilderungen über euer Thun und Treiben mit Vergnügen gelesen und daraus ersehen, daß Ihre Majestät euch in Gnaden gewogen ist.

„Ich bin in der Lage, Deine Schilderuugen mit Nachrichten erwidern zu können, die für Dich aber wohl nicht erfreulich sein werden. Ich meine, daß ich Dir von Ludwig etwas zu erzählen habe. Daß er in J. als Schauspieler mit seiner ersten Rolle glänzend durchgefallen, daß er sich dann mit seinem Direktor geprügelt, und, weil er ihn getödtet zu haben glaubte, die Flucht ergriffen, war Dir schon vor Deiner Ab-

reise nach England bekannt. Vernimm nun das Weitere: Flüchtig irrte er längere Zeit umher, von Obst und Feldfrüchten sich nährend, bis er endlich durch einen Zufall in Erfahrung brachte, daß der nämliche Direktor, den er erschlagen zu haben glaubte, mit seiner Truppe in R. eingetroffen sei. Nun wagte er sich wieder auf die Straße, und da er der Nahrungsmittel, mit denen er in der letzten Zeit sein Leben gefristet, herzlich überdrüßig war und ihn wieder ein Mal nach einer Suppe u. s. w. verlangte, suchte er bei den Bauern für gute Worte Essen zu bekommen. Sein Aussehen war zwar nicht gerade Vertrauen erweckend, doch fand sein bittendes Wort meistens einen guten Ort. Endlich aber ward die Polizei aufmerksam auf einen jungen Menschen, der nur kurze Tagereisen machte, nie in einem Wirthshause übernachtete, und weder eine Arbeit oder Beschäftigung zu suchen, noch überhaupt so etwas zu verstehen schien. Er wurde also eines Tages aufgegriffen, und wegen Arbeitslosigkeit, Herumstreichens und Bettels zu drei Tagen Arrest verurtheilt. Seine dringlichen Bitten verhinderten, daß er nach Hause eskortirt wurde, und man gewährte ihm eine Frist, innerhalb welcher er sich in der Nähe Arbeit suchen konnte, die er auch bei einem Bauern fand. Hier zeigte er lange guten Willen, obgleich ihm anfangs die nöthigen Kräfte fehlen mußten; doch der Bauer hatte Einsicht und Geduld, und so schien Ludwig auf dem Wege zum Bessern. Allein bald machte sich sein alter, schon zu viel gepflegter Hang zum Müssiggang wieder geltend, und als er nach einem Vierteljahre den Lohn für seine bisherigen Dienste in die Tasche bekam, beschloß er, sich wieder ein Mal einen guten Tag zu bereiten, und ging in

die nächste Stadt. Hier blieb er aber mehr als einen Tag, das heißt, so lange er Münze hatte. Während er so in einer verdächtigen Schenke dem Trunke oblag, machte er Bekanntschaft mit einem Subjekt, dessen Aeußeres auf keine reiche Erwerbsquelle, und dessen Gesichtszüge auf kein großes Zartgefühl schließen ließen. Gleichwohl fand Ludwig etwas Anziehendes in diesem Menschen, dessen Beredtsamkeit wohl mächtiger war als der Eindruck seines Aeußern. Er sprach über die Hartherzigkeit der Dienstherren, den geringen Lohn, den Uebermuth der großen Herren und dergleichen Punkte mehr. Zuletzt sprach er auch, aber mit sehr gedämpfter Stimme, über einen gewissen freien Erwerbszweig, der oft in einer Viertelstunde mehr einbringe, als der saure Schweiß von zehn Jahren Arbeit. Ludwigs neuer Bekannter wußte ihm diese Erwerbsart so schön auszumalen, daß er, dem anfänglich davor schauderte, am Ende nicht anstand, sich als Lehrling in dieses Geschäft aufnehmen zu lassen. Er folgte nun seinem Lehrmeister hinaus zu seinen Gesellen, die tief im nahen Walde ihre Wohnung hatten. Hier wurde er nun als Mitglied der Diebsgesellschaft und gelegentlich auch Räuberbande aufgenommen und auf ihre Gesetze verpflichtet. Nun hatte er den tiefsten Abgrund erreicht. Er mochte schon mehrere Jahre Mitglied dieses Geheimbundes gewesen sein, als das Dasein desselben und der Sammelplatz durch ein Mitglied an das Gericht verrathen wurde. Die angeordneten Streifzüge von Gendarmerie-Patrouillen hatten den glücklichen Erfolg, daß die meisten, und darunter die, so die größten und zahlreichsten Uebelthaten ausgeführt hatten, in die Hände der

Gerechtigkeit fielen. Auch Ludwig befand sich unter den Gefangenen.

„Die eingeleitete Untersuchung ergab, daß unter den eingebrachten Mitgliedern der gesetzlosen Bande nur zwei sich befanden, die sich keines bestimmten Vergehens, sondern nur der entfernteren Mitwirkung schuldig gemacht hatten. Glücklicher Weise war Ludwig einer dieser zwei, auch er war einer bestimmten Uebelthat nicht zu überweisen. Er wurde deßhalb gleich dem andern zu zwei und ein halb Jahren Arbeitshausstrafe verurtheilt, um dann in die Heimat eskortirt zu werden. Also wird er bis zum Jahre 57 sich wieder auf freiem Fuße befinden.

„Was ich Dir hier mittheile, habe ich auf verschiedenen Umwegen zu meiner Kenntniß gebracht. Ich bin überzeugt, daß diese Nachricht Dich betrüben wird, ich bin aber auch überzeugt, daß Ludwig jetzt zur Erkenntniß seiner selbst, und zur Umkehr zu Gott und zu einem bessern Lebenswandel gelangen wird.

„Ich und Marie, wie Deine werthen Eltern, befinden uns recht wohl und wünschen nur, daß Du recht bald heil und froh zu uns zurückkehren mögest.

„Dein treuergebener Freund
„Ernst."

Anselm fühlte sich durch diese Nachricht von Ludwigs tiefem Falle in der That schmerzlich getroffen; denn die Theilnahme für eine Person, mit der wir die für Freundschaft empfänglichsten Jahre des Lebens, die Jahre von zwölf bis zwanzig, in engem Kreise zusammen verlebt haben, erlischt selten vor dem Tode, wenn sie nicht etwa in das Gegentheil sich verwandelt hat.

Anselm war etwa fünf Wochen im Regimente,

als seine gediegene Kenntniß des Englischen dem Regiments-Adjutanten angerühmt wurde, der sich sogleich selbst davon überzeugte und ihn auf seine Kanzlei beorderte. Bald darauf ernannte ihn der Regiments-Commandeur als wirklichen Regimentsschreiber zum Stabssergeanten. Hier fand er Zeit genug, um seine Beobachtungen niederzuschreiben.

Die Ruhe, die er einige Zeit genoß, sollte aber nicht mehr lange dauern; denn die Legion war nicht gebildet worden, damit sie in den Barracken auf Sheracliff, wohin die Regimenter im Oktober zurückmarschirten, ein gemüthliches Schlaraffenleben führe. Noch vor den Weihnachten desselben Jahres wurde die erste Brigade mit dem Stabe nach Balaklava eingeschifft. Vernehmen wir über das Weitere Anselms eigenen Bericht, den er in Briefen an Ernst niederlegte.

XIV.

Anselm als Kriegsmann.

„Am Bosporus.

„Kullallee am 25. Januar 1856.

„Seitdem meine letzten Blätter an Dich abgingen, hat unsere Brigade einen kleinen Ruck von England nach der Türkei gemacht, den unser Regiment in sechszehn Tagen bewerkstelligte. Entsetzlich! gerade am Vorabende von Weihnachten mußten wir eingeschifft werden, um die Feiertage vor Anker zuzubringen, und erst am dritten Tage Abends ging es hinaus in den Canal, oder wohin, ich weiß es nicht, wir

sahen acht Tage nichts als Wolken und Wasser, ein Wetter, das wenig geeignet ist, die jämmerliche Stimmung eines Seekranken zu erheitern.

„Unser Fahrzeug war ein Schraubendampfer, dessen Geschwindigkeit gerade Niemand bange machte. An Gibraltar vorbei spielte unsere Musik, die in unsern Gemüthern zugleich Muth und Wehmuth erweckte. Nach etwa vier oder fünf Tagen fuhren wir dann im Hafen von La Valetta (Malta) ein, wo wir uns für den übrigen Theil der Fahrt mit Tabak, Cigarren, Citronen, Orangen, Feigen, Brod und dergleichen mehr versahen, da uns die bisherige Fahrt die Bedürfnisse kennen gelehrt hatte, die sich bei einer Seereise geltend machen. Denn das gesalzene Rindfleisch und der gesalzene Speck und der geschmacklose Pudding und der unerweichbare Schiffszwieback wollten nicht recht munden. Dann ging es in den Archipelagus, wir fuhren an mancher Insel in der Entfernung von beinahe nur einer Schußweite vorbei, konnten aber auch in diesem Himmelsstrich im Januar nichts Liebliches daran entdecken. Bei der Einfahrt in die Dardanellen wurden wir weithin von den drohenden Augen der sogenannten Dardanellen-Schlösser begleitet, von da an aber gewahrten wir nichts Bemerkenswerthes mehr bis zur Ankunft vor Skutari.

„Die Einfahrt vom Marmora-Meer in den Bosporus bietet dem Auge unvergeßliche Genüsse dar. Schon in größerer Entfernung sieht man links auf der Abdachung eines Hügels einen Wald von Häusern und größern Gebäuden hingesäet, während rechts nur ein Bau, ein riesenhaftes Gebäude sich hervorthut, die große Kaserne in Skutari, die wohl acht- bis zehntausend Mann Infanterie zu fassen im Stande ist.

Kommt man näher, erscheinen die Umrisse der Gegenstände deutlicher; die Ausdehnung von Konstantinopel erhält ihre ungeheuren Dimensionen, der Eindruck des Ganzen wird immer großartiger, und doch erkennt man, daß des Schönen noch mehr zu sehen sein muß. Hat man einmal die Einfahrt in den Bosporus passirt, zeigt sich eine ganz neue Welt; rechts zieht sich ein Theil von Skutari eine steile Anhöhe hinauf, während sich die Stadt Konstantins, die man zuvor gegen das Marmora Meer sich senken sah, hier einem andern Wasserkessel, dem ungeheuren Hafen, dem goldenen Horn zuneigt; auf der anderen Seite desselben zieht sich ebenfalls einen Hügel das neue Konstantinopel, speciell Stambul genannt, hinauf, wo neben vielen Türken alle Fremden, wo die „Franken" wohnen, und dieses ist mit dem alten theils über dem goldenen Horn durch einen breiten Häusergürtel, theils durch eine lange hölzerne Brücke verbunden, die den Hafen vom Bosporus scheidet.

„Wir hatten nun beinahe drei Tage Muße, dieses prachtvolle Bild in unserm Gedächtniß abzuzeichnen, denn unser Oberstlieutenant verließ das Schiff, um sich in Skutari weitere Befehle geben zu lassen. Am dritten Tage ging es noch eine Strecke weiter, und wir landeten, wo wir jetzt sind, in Kullallee, denn so heißt unsere Kaserne.

„Wie lange wir hier bleiben werden, weiß Niemand, denn bald sagt man, in der Krim werde Waffenstillstand geschlossen, dann wieder, er sei schon abgeschlossen, und wieder andere lassen uns nach ein paar Tagen zur Hauptarmee stoßen. Mir ist durch das viele Gerede alles so gleichgiltig geworden, daß

ich nur mehr auf die Befehle höre, die gegeben werden."

„Am 20. April 1856.

„Am 31. März langte bei uns der Distriktsbefehl des zu Skutari commandirenden Generals an, der also lautete:

„Da der Friede zu Paris geschlossen wurde, werden heute zu Skutari zwölf königliche Salutschüsse abgefeuert."

„Jetzt wissen wir, wie wir daran sind. Von den Russen haben wir nichts mehr zu fürchten, höchstens eine ein halbes Pfund wiegende Geschwulst vom Stich eines Skorpions, der sich unter den Brettern unserer Zeltböden aufhält. Denn wir sind vor etwa acht Tagen aus der Kaserne in die Zelte, vom Gestade des Bosporus auf die Höhe gezogen, von der aus wir das herrlichste Panorama stets vor Augen haben. Seit meinem letzten Schreiben an dich, ist Konstantinopel in Folge des Friedensschlusses ein Mal in nächtlicher Beleuchtung erschienen: etwas Prachtvolleres wird nicht leicht zu sehen sein. Aus allen Fenstern des großherrlichen Palastes, der Paläste der türkischen Großen, der fremden Gesandten, von den im Hafen liegenden Kriegsschiffen der am Friedensschlusse türkischer Seits Theil nehmenden Mächte strahlt Licht, und der leise athmende Bosporus strahlt es wieder.

„Wir führen hier ein Leben, das neun Zehntheile unserer Legionäre vordem nicht gekostet hatten, und nach Auflösung der Legion wohl nicht mehr kosten werden. Bekämen wir Ochsenfleisch statt Hammelfleisch, ließe die Verpflegung nichts mehr zu wünschen übrig. Es wird zwar ungeachtet des Friedens-

schlusses noch viel exercirt, allein dieß gereicht der Mannschaft nur zum Besten; doch ist der Sold gut, und bleibt freie Zeit noch genug übrig zur Erholung und zu Vergnügungen. Von unserm Lager zieht sich durch Weinpflanzungen ein lieblicher Weg in das griechisch-türkische Dörflein hinab, das am Bosporus uns zunächst liegt, wo wir ausgezeichneten Kaffee und alles haben können, was innerhalb unserer Bedürfnisse liegt. Die Sergeanten setzen sich da vor dem Kaffeehause zusammen, scherzen über einander, oder singen im Chore, oder sie ziehen auf einen offenen Platz vor dem Dorfe, um ein lustiges Spiel zu treiben. Ich werde die schönen Tage nicht vergessen, die ich am alten Bosporus unter so vielen liebenswürdigen jungen Männern verlebte."

In dieser Weise, wie es Anselm selbst seinem Freunde geschildert, bewegte sich das Leben der Mannschaft noch ein paar Monate fort, bis in den ersten Wochen des Monats Juli die Regimenter nach einander wieder eingeschifft wurden. Nach einer herrlichen Fahrt auf einem prächtigen Schiffe langte jenes, zu welchem Anselm gehörte, nach eilf ein halb Tagen wieder auf der Rhede vor Portsmouth an, und bezog mit einem andern etwa eine Stunde von dieser Stadt entfernt ein Zeltlager. Hier nun begann erst ein wahres Schlaraffenleben. Eine Stunde wurde täglich exercirt, die übrige Zeit blieb den Leuten überlassen. Täglich erhielten zehn Mann von jeder Compagnie Urlaub auf vierundzwanzig Stunden in die Stadt. Es hatte aber dieses Alles seinen gewissen Zweck. Das Parlament hatte mit scheinbarer Großmuth den Beschluß gefaßt, von der nun aufzulösenden Legion für Alle, die des großen Geschenkes würdig

und es anzunehmen bereit wären, auf dem Cap der guten Hoffnung und im britischen Kaffernland eine glückliche Zukunft zu bereiten, die in Folgendem bestünde: Jeder Mann erhält in jenen Landstrichen einen Morgen Landes und ein Haus, das ihm die Regierung baut. Er erhält drei Jahre den halben Sold eines englischen Infanterie-Soldaten, also ungefähr einen Sechstel-Vereinsthaler und noch dazu ein Jahr lang ganze Verpflegung. Dagegen ist er für sieben Jahre auch Soldat, und hat Angesichts jeder Aufforderung zu seinem Corps einzurücken. So lange er unter den Waffen steht, wird die Löhnung voll ausbezahlt.

Diese waren die Bedingungen, welche den neuen Militär-Kolonisten gestellt wurden. Jener Mann, der die Legion für die Krim geworben, erhielt auch den Auftrag, für das Cap zu werben. Da er in den Leuten geringe Neigung dafür vorfand, ersann er ein Lockmittel. Die Leute erhielten viele freie Zeit; nun war zwar die Löhnung eine annehmbare, aber doch viel zu gering, um die müßigen Stunden nach Herzenslust damit ausfüllen zu können; dazu kam der vierundzwanzigstündige Urlaub in die Stadt, wohin so viele Vergnügungen lockten. Da konnte nur Baron Stutterheim helfen, und er half. Ein Legions-Befehl verkündete: Wer als Militär-Kolonist nach dem Cap gehen will, kann sich auf der Expeditions-Kanzlei seines Regiments in eine bereit zu haltende Liste einschreiben, worauf ihm der Zahlmeister behufs Anschaffung von Ackergeräthschaften einen Vorschuß von zwei Pfund Sterling ($13\frac{1}{3}$ Vereinsthaler) ausbezahlen wird.

Dieß wirkte. Hunderte von leichtsinnigen jungen

Menschen ließen sich in die Falle locken. Um vierundzwanzig Stunden lustig oder vielmehr liederlich sein zu können, setzten sie gegen zwei Goldstücke ihre Zukunft auf das Spiel. Wenn der Taumel vorüber, kam in den meisten Fällen die Reue. Doch zu spät, denn der schlaue Mann ließ seine Beute nie wieder los.

Durch solche Mittel konnte Anselm freilich nicht bewogen werden, nach einem Lande zu ziehen, wo vielleicht eine leidliche Zukunft erblühen konnte, wo aber viele Gefahren gewiß waren. Und dennoch kam auch sein Name auf die Liste, wenn auch erst in den letzten Tagen vor der Abfahrt. Was ihn bewog, war der große Gedanke, für die junge Kolonie als Apostel der Wissenschaft zu wirken. Wenn in Kaffraria die materiellen Zustände einmal geordnet wären, wollte er Schulen errichten für Groß und Klein; für die Kinder dachte er wohl andere Lehrkräfte zu finden, an die Männer wollte er dann Vorträge halten über dieses und jenes, unter ihnen gemeinnützige Kenntnisse verbreiten, eine Zeitung für sie schreiben und dergleichen mehr. Das Vorhaben war gewiß lobenswerth, allein die Ausführung mußte nothwendig mit vielen und großen Schwierigkeiten verbunden sein.

Die Thatsache aber ist, daß dieses Vorhaben in keinem Theile zur Ausführung kam. Die neue Legion landete auf dem Cap in den ersten Monaten des Jahres 1857, und im Sommer des folgenden Jahres waren die Verhältnisse derselben noch alle provisorisch. Nichts kam in Ordnung, überall Ungewißheit, Verwirrung und Rathlosigkeit, so daß auf gegebene Anregung hin die Hälfte der Mannschaften sich mit

Freuden entschloß, in Ostindien gegen die Rebellen zu dienen. Auch Anselm war der bodenlosen Zustände überdrüssig, verzichtete auf seinen Rang als Stabssergeant, und schloß sich den Freiwilligen als Compagnie-Sergeant an.

Nach ihrer Ankunft in Ostindien dauerte es noch lange, bis sie in einer Aktion verwendet wurden. Sie hatten anfänglich Garnisonsdienste zu leisten, bis man sich dazu entschließen konnte, sie ohne Einreihung in englische Regimenter für sich, aber in Abtheilungen, zu verwenden.

Eine solche Abtheilung von zwei Compagnieen war unter dem Commando des ältesten Offiziers des Trupps auf dem Marsche nach einem in dessen Ordre bezeichneten Punkte begriffen, wo sie zugleich mit andern, die dahin Befehl hatten, schleunigst zur Verstärkung eintreffen sollte. Es ereignete sich aber, daß sie bei ihrem Durchmarsche durch eine Ortschaft auf zerstreute Schaaren von Rebellen stießen, die sich theilweise in den Häusern festgesetzt hatten. Der commandirende Capitän sonderte seinen Trupp in mehrere Abtheilungen, die er unter Befehl der unter ihm stehenden Offiziere und in Ermangelung der erforderlichen Anzahl derselben unter Befehl von Sergeanten stellte, und jedem seine Aufgabe zuwies. Auch Anselm erhielt eine Sektion von sechszehn Mann mit dem Auftrage, in ein bestimmtes Haus, aus dem mehrere Musketenläufe herausblickten, einzudringen und die darin befindlichen Aufrührer, wenn möglich, gefangen zu nehmen. Da das Haus nur einen Ein- und Ausgang hatte, ließ er vier Mann zur Beobachtung der Fenster und andern Oeffnungen außen, und war im Begriff, die verrammelte Thüre zu spren-

gen, als er aus dem derselben zunächst befindlichen Gemache einen entsetzlichen Schrei vernahm, der ihm aus dem Munde einer Frauensperson zu kommen schien, und in den sich das Geschrei von noch zarteren Stimmen mischte. Schnell entschlossen, rief Anselm seinen Leuten in einem Tone, dem man nicht widerstehen konnte, die Worte zu: „Deutsche, um Gottes Willen mir nach!" und stund mit einem Sprunge im Gemache, während ihm die andern nach Möglichkeit folgten.

Hier stellte sich ihm aber eine Scene dar, deren Anblick das Blut zum Erstarren brachte. Eine Dame, die ihrem Aeußern nach den höchsten Ständen angehören mußte, lag gebunden und geknebelt am Boden, und einer der Ruchlosen, deren sich etwa fünf in dem Zimmer befanden, war eben im Begriff, ihr die Haare wegzubrennen, um ihr dann Ohren und Nase abzuschneiden, und sie so zu Tode zu martern, während ein anderer sich anschickte, einen Knaben von drei Jahren in den mit glühenden Kohlen belegten Ofen zu schieben. Der Anblick einer solchen Grausamkeit würde auch ein feiges Herz zu einer muthigen That angestachelt haben, und um desto größeres Feuer mußte Anselm in seinen Armen fühlen. Hier mit der Muskete zu feuern, würde für jede Ausführung zu viele Zeit in Anspruch genommen haben; er wendete also in einem Nu den Kolben nach oben, und traf den mit dem Knaben beschäftigten Unmenschen derart auf die Brust, daß er wie todt zu Boden sank. Ein Streich, der nach ihm geführt wurde, war nicht im Stande, ihn aufzuhalten, er eilte mit dem Knaben auf dem linken Arme zu der Mutter und setzte ihn an ihrer Seite nieder, da er an ihrer Seite die

Elenden zu züchtigen oder zu sterben entschlossen war. Was er eben gethan, war mit solcher Schnelligkeit geschehen, daß, als er zu der Mutter kam, erst zwei von seinen Leuten sich im Zimmer befanden, die derselben keine Hilfe leisten konnten, da sie von den noch kampffähigen vier Mann schon umzingelt waren. Als er sich anschickte, die Fesseln der Dame zu lösen, fiel man wieder insgesammt über ihn her, allein Anselm rief mit einer Donnerstimme: „Seid ihr Männer, Leute?“ während er zugleich dem nächststehenden der Rebellen sein Bajonnet in den Hals stieß. Dieses wurde ihm zurückbezahlt, denn einer von dessen Kameraden traf ihn mit einem solchen Schlage auf die linke Schulter, daß dieser Arm für immer gelähmt blieb. Es waren aber inzwischen von Anselms Leuten so viele nachgekommen, daß man die Rebellen jetzt leicht entwaffnen und binden, und die durch ihren Schrecken und die Angst um ihr Kind in Unmacht versetzte Dame vom Boden heben und in eine für ihre Wiederherstellung zuträglichere Lage bringen konnte.

Da Anselm, nachdem er den ihm ertheilten Auftrag erledigt, nicht eigenmächtig bei der Dame zurückbleiben konnte, erstattete er dem Capitän Meldung, daß er fünf Gefangene gemacht, in dem bezeichneten Hause aber eine englische Dame, die ein Kind bei sich habe, in Unmacht liege. Der Offizier bedauerte sehr Anselms Unglück, gelähmt worden zu sein; die Soldaten, die seine Tapferkeit kennen gelernt, erzählten ihm, was Anselm geleistet, und der Capitän versicherte, es freue ihn sehr, einen solchen Rapport erstatten zu können.

„Da Sie an einem Gefechte nicht mehr Theil

nehmen können, und Ihre Muskete Ihnen jetzt nur mehr eine Last ist," sagte er weiter, „so lassen Sie sich von meinem Diener meinen zweiten Säbel geben; daß Sie ihn tragen, verantworte ich, denn ich kann Sie nicht ohne Waffen lassen, da Sie solche so gut zu gebrauchen verstehen. Dann gebe ich Ihnen vier Mann, und so vertraue ich Ihnen die Dame mit ihrem Kinde an, die Sie in unser Hauptquartier zurückgeleiten werden. Gott mit Ihnen!"

Die Achtung seiner Offiziere hatte Anselm längst genossen; durch seine entschlossene und muthvolle That aber hatte er sich nun auch ihre Hochachtung und ihr Vertrauen erworben.

Im Hauptquartier angekommen, erstattete er Meldung von dem Vorgefallenen und insbesondere von der Erledigung seines Auftrages, wofür er auch hier belobt, wegen seiner Lähmung aber bedauert und alles ferneren Dienstes enthoben wurde.

Die Dame war die Tochter eines der reichsten Mitglieder der ostindischen Compagnie und die Gemahlin eines höheren Beamten dieser Gesellschaft. Sie war mit einem ansehnlichen Gefolge von Dienern auf dem Wege von dem Orte, wo ihr Gatte sich zur Zeit in Dienstgeschäften aufhielt, nach Calcutta begriffen, wohin ihr Vater von England gekommen war, und sie hatte ihr einziges Kind mit sich genommen. In dem Orte aber, wo der obige Vorfall stattfand, wurden die Reisenden von einer überlegenen Schaar von Rebellen überfallen, die Eingebornen im Gefolge der Frau machten sich sogleich davon, während die englischen Diener nach verzweifelter Gegenwehr niedergemetzelt wurden. Die Aufrührer schleppten nun die Dame mit ihrem Kinde in ein Haus, um hier

ihren Haß gegen Alles, was englisch ist, mit Grausamkeiten, die nur ein Barbare ersinnen kann, zu stillen. Daran wurden sie, wie wir gesehen haben, durch Anselms Einschreiten verhindert.

Als der Vater dieser Dame aus ihrem Munde und aus den Angaben von Offizieren und Soldaten von der Gefahr unterrichtet wurde, in der seine Tochter und ihr Kind geschwebt, sowie von der Art ihrer Befreiung durch die Tapferkeit eines Sergeanten der deutschen Legion, wurde er zuerst von tiefem Schmerze getroffen, der sich dann in maßlose Freude und in Vergötterung des Mannes verwandelte, dem er die Rettung seines theuersten Schatzes zu verdanken hatte. Er ruhte nicht, bis Anselm ihn besuchte, bei ihm Wohnung und an allen seinen Vergnügungen Theil nahm.

Dieser dankbare Vater that auch die erforderlichen Schritte, um Anselms nachträgliche Ernennung zum Offizier und sofortige Pensionirung als solchen zu bewirken. In der That wurde Anselm bald zum Fähndrich oder Unterlieutenant ernannt und zugleich in den Pensionsstand mit der verwundeten Offizieren gebührenden Zulage versetzt.

Hiemit zeigte sich aber die Dankbarkeit des edlen reichen Mannes nicht erschöpft; denn als Anselm seinen entschiedenen Entschluß kund gab, in sein Vaterland zurückkehren zu wollen, gab er sich alle Mühe, ihn zur Annahme eines Vermächtnisses zu bewegen, das ihn nahezu zu einem Millionär gemacht hätte. Eine solche Belohnung für eine in seinen Augen unbedeutende That konnte Anselm nicht annehmen. Allein der alte Mann wußte ihm beizukommen. Er besaß ein Cigarren-Etui von seltener Art und Arbeit, das

auf die zierlichste Weise mit den kostbarsten Edelsteinen belegt war, so daß es einen Werth von wenigstens hunderttausend Thalern trug. In dieses legte er Banknoten bis zum Betrage von tausend Pfund Sterling (6666⅔ Vereinsthaler), und bot es Anselm als eine Erinnerung an Ostindien und an einen Mann, der sein Andenken stets ehren und segnen werde, zum Geschenke, und den Inhalt als Reisegeld an. Dieses konnte Anselm nicht zurückweisen, ohne den alten Mann zu beleidigen, und von seinen und seiner Tochter Segenswünschen begleitet, bestieg er das zur Abfahrt nach England bereit liegende Schiff.

Nach seiner Landung in England begab er sich sogleich nach London, um sich im Kriegsministerium zu melden und um die Erlaubniß nachzusuchen, die ihm bewilligte Pension in seinem Vaterlande genießen zu dürfen. Genanntes Amt hatte bereits Kenntniß von seiner muthvollen That erhalten, sein Gesuch wurde bewilligt, und ihm ein sehr ehrender Abschied eingehändigt.

XV.

Schluß.

An einem kalten Februartage des Jahres 1859 saß Ernst, der eben vom Besuche eines Kranken zurückgekehrt war, im Besuchzimmer des Pfarrhauses — Ernst war schon vor mehreren Jahren Pfarrer geworden — und freute sich der löblichen Sitte, gemäß welcher die Oefen im Winter geheizt werden,

als Jemand, der wie ein Bettler aussah, am Fenster klopfte, vermuthlich um ein Geschenk zu erhalten. Ernst fühlte Mitleid mit dem Manne, der von der Kälte sehr zu leiden schien, und hieß ihn in das warme Zimmer kommen, was jener nicht ablehnte. Wie erstaunte aber Ernst, als er in dem sehr mangelhaft gekleideten Manne seinen Schulkameraden und Studiengenossen Ludwig erkannte.

„Marie," rief er seiner Schwester zu, „bringe mir ein Glas Wein und Brod dazu, und bereite in der Küche etwas Stärkendes für diesen armen Reisenden," da Marie, was ihn sehr erfreute, denselben nicht erkannt hatte.

Er setzte dann Ludwig das Glas Wein vor, und munterte ihn zum Trinken auf, was dieser mit Freuden that, obwohl es ihm in Ernst's Nähe nicht ganz behaglich war.

„Um Gottes Willen! woher kommst du, mein lieber Ludwig, und wohin denkst du zu gehen? Es schmerzt mich tief, dich in unglücklicher Lage zu sehen, und es würde mir zur größten Freude gereichen, wenn ich es vermöchte, dich wieder glücklich zu machen."

„Glücklich kann ich nicht mehr werden, Hochwürdiger Herr," erwiderte Ludwig mit aufrichtiger Erkenntniß der Fehler, die er begangen, „denn ich habe nichts gethan, um es zu verdienen. Mein Leben ist eine Reihe von Verirrungen und Sünden, und mein Geist ist in bösen Gewohnheiten erstickt worden. Mir ist nicht mehr zu helfen."

„Die Reue, mein Freund, ist die Morgenröthe der Tugend, und der Keim eines bessern, zufriedeneren Lebens. Damit, daß du deine Verirrungen erkennst

und bereust, hast du schon den Grundstein zu einem neuen Leben gelegt. Bereue, mein Freund, und du wirst noch glücklich werden."

In diesem Augenblicke hielt eine Kutsche vor dem Hause, aus der man einen feingekleideten Mann von etwa vierzig Jahren absteigen sah. Er trat sogleich in das Pfarrhaus, und Ernst erkannte in ihm zu seinem größten aber freudigen Erstaunen seinen Freund Anselm, den er weitweg im wilden Kampfe mit den Kaffern glaubte.

„Heute ist ein großer Freudentag für mich, Anselm, sei mir herzlich gegrüßt! Unser Schul- und Studienfreund Ludwig hier war verloren, und er ist wiedergefunden, und nun sehe ich dich, den ich nimmer zu sehen glaubte, aus fernen Welttheilen wiederkehren. Gott sei gelobt!"

Anselm, dessen Herz im Kampfe mit der Welt nicht verhärtet worden, wendete sich mit Worten voll so wohlthuender Theilnahme und Freundlichkeit an Ludwig, daß in ihm Gefühle erwachten, die er seit vielen Jahren nicht mehr empfunden hatte. Scham und Reue bedrückte ihn in der Nähe seiner ehemaligen Kameraden, die nun geehrt und geachtet dastanden, während ihn zugleich die zarte und wohlwollende Behandlung, die sie ihm zu Theil werden ließen, tröstete und aufrichtete.

Es drangen nun beide, Ernst und Anselm, vereint in Ludwig mit der Mahnung, von seinem unstäten Leben abzulassen, sich irgend eine ihm zusagende wenn auch nicht sehr einträgliche Beschäftigung zu wählen, da sie es übernehmen wollten, bis auf Weiteres für seinen anständigen Unterhalt zu sorgen.

Ludwig war erweicht; seine Vergangenheit kam ihm jetzt so schwarz vor, und er begann eine solche Sehnsucht nach Beschäftigung und nach der Achtung seiner Mitmenschen zu empfinden, daß er in Alles willigte, was man ihm als geeignet vorstellte, diese seine Sehnsucht zu befriedigen.

Nun trat Anselm mit seinem Plane hervor: „Da ich keine Neigung mehr habe, in Staatsdienste zu treten, und im Stande bin, von meiner Pension zu leben," sagte er, „gedenke ich meine kommenden Tage mit selbstständigen, wissenschaftlichen Ausarbeitungen zuzubringen, wozu ich in Folge der Lähmung meines Armes eines wissenschaftlich gebildeten Gehilfen bedarf. Wenn du dieses Geschäft übernehmen willst, lieber Ludwig, kann ich dir monatlich fünfundzwanzig Thaler bieten, und ich bin überzeugt, wir werden friedlich miteinander leben, und an Freuden soll es uns auch nicht fehlen. Somit ist dir eine angemessene Beschäftigung gegeben, deren du dich nicht zu schämen brauchst. Bist du damit einverstanden?"

Von Rührung übermannt, vermochte Ludwig kaum einige Worte des Dankes zu stammeln, die aber mit größerer Befriedigung aufgenommen wurden, als an deren Stelle eine lange Rede aufgenommen worden wäre.

Die Freude wohnte nun in allen Herzen, und da jetzt auch Marie an dem Gespräche Theil nehmen durfte, herrschte eine Heiterkeit in dem Pfarrhause, wie sie darin vielleicht noch nicht vorgekommen war.

Anselm wurde nun von allen Seiten mit der Bitte bestürmt, seine verschiedenen Reise-Abenteuer

und sonstigen Erlebnisse zu erzählen, was er mit vieler Anmuth und Laune vollbrachte. Bewunderung ward seinen Worten und Lob seinen Handlungen, reichen Beifall erhielt aber auch der Nabob, der die Rettung seiner Tochter so großmüthig lohnte.

Wenn man jetzt nach einem dieser drei ehemaligen Schulkameraden fragt, erhält man zum Bescheid, daß sie alle drei glücklich und zufrieden leben, und Gott preisen, der seine Kinder so verschiedene Wege wandeln läßt.

Inhalt.

Erzählungen für Volk und Jugend

von **W. Herchenbach.**

100 Bändchen, jedes mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M. geb. 1 M. 35 Pf.

1. Ein Weißer unter den Wilden Afrika's.
2. Bruno und Lucy, oder: Die Wege des Herrn sind wunderbar.
3. Der Millionär und der Straßenkehrer.
4. Der Besuch vom Mississippi.
5. Nach Amerika. Henry Risby von Thornground. 2 Erzählungen.
6. Die Emigranten.
7. Der Wahnsinnige, oder: Die Aufopferung einer Mutter und Gattin.
8. Zehn Jahre im ewigen Eise.
9. Wie Einer Lehrer geworden.
10. Edward Anderson, der Seeräuber.
11. Ravensrock und Harden. Eine schottische Rittergeschichte.
12. Die Pest in Breslau.
13. Jungfer Kunigunde Wohlgemuth.
14. Miralda, das Negermädchen.
15. Am Meeresstrande und auf hoher See.
16. Soldatenleben.
17. Geld ist des Teufels Helfer.
18. Die Prinzessin vom smaragdengrünen See.
19. Sechs Fässer Gold.
20. Verbrechen und Strafe.
21. Die wiedergefundene Tochter
22. Das Mädchen von Tahiti.
23. Der Gespensterseher.
24. Ulrich Krazenbühl.
25. Flambartin, das gestohlene Kind.
26. Die Falschmünzer.
27. Hans Valdringer.
28. Die Goldkinder.
29. Die steinerne Jungfrau.
30. Königin Hildegard, oder: Der Sieg der Unschuld über die Bosheit.
31. Das Raubschiff auf Helgoland
32. Clodoald, Hyazinth und Hildegardis. Eine Sage aus den dunkeln Zeiten des Heidenthums.
33. In der Mühle.
34. Ein verlorenes Leben.
35. Bagdad, die Königin der Wüste
36. Aus der Mansarde.
37. Zar Joan Wassiljewitsch.
38. Vagabonden-Leben
39. Ewald Moor, der Schiffsjunge.
40. Aus Oncle Nabor's Tagebuch.
41. Der Sclavenhändler von Benguela.
42. Durch die nubische Wüste.
43. Die Elenden.
44. Die Perlenfischer im rothen Meere.
45. Ein untergegangenes Grafengeschlecht
46. Eine unverhoffte Erbschaft.
47. Die Geisterburg

Aus dem Lande der Kabylen.

49. König Amalrich von Jerusalem und die beiden Pilger.
50. Dora, die Helferin, der Engel von Ellritz
51. Engelbert der Heilige.
52. Glückswechsel
53. Das versunkene Schloß.
54. Sühne des Verbrechers.
55. Die beiden Handwerksburschen.
56. Die Goldgräber.
57. Eine lange Buße für eine schnelle That.
58. Paul Knacker, oder: Die Folgen einer schlechten Erziehung.
59. Von Stufe zu Stufe
60. Die Wildschützen.
61. Der Sohn vom Eisenhammer.
62. Verschiedene Lebenswege.
63. Urwaldhaus.
64. Aus der Finsterniß zum Lichte
65. Moorhannes u. die Waisenkinder.
66. Aus dem Wunderlande Mexiko
67. Der Gaißbub.
68. Der Pächter vom Moorhofe.
69. Diesseits und jenseits des Meeres.
70. Schmuggler und Seefahrer.
71. Der Geizhals.
72. Die Unschuld im Gefängnisse.
73. Die beiden Malayen-Mädchen.
74. Eine Sünde gebiert die andere.
75. Wie Einer Pfarrer geworden.
76. Die Geheimnisse eines alt. Koffers
77. Das eiserne Halsband.
78. Meister Hansen, der Scharfrichter von Siegburg
79. Der Revolutionsmann.
80. Unrecht Gut gedeiht nicht.
81. Die Fabrikarbeiter.
82. Der Mörder.
83. Der Schlosserlehrling.
84. Der Bootsführer.
85. Marietta, die Römerin.
86. Benvenuto Cellini, der Goldschmied.
87. Die Quadrone.
88. Der Seilermeister v. Frankenstein.
89. Ein Indianerhäuptling in Minesota.
90. In der Garnison und auf dem Schlachtfelde.
91. Die Bettlerin von Rovignano
92. Der Erbe von Sigmundskron.
93. Die Kinder des Besenbinders.
94. Soldatenfahrten.
95. Die Schlüsselburg.
96. Der Austern-See.
97. Beatrice Cenci.
98. Der Marmorpalast.
99. Zur See.
100. Das Mädchen vom Kefun

Hahn, F. X.

Drei Schulkameraden ein Lebensgemälde

Bd.: 19.

Regensburg [1893?]